

# SIRENEN DES KRIEGES

LiteraturForschung Bd. 38  
Herausgegeben vom Leibniz-Zentrum für  
Literatur- und Kulturforschung

Roman Dubasevych, Matthias Schwartz (Hg.)

# Sirenen des Krieges

Diskursive und affektive  
Dimensionen des Ukraine-Konflikts

Mit Beiträgen von

Tarik Cyril Amar, Roman Dubasevych, Michael Fehr,  
Susi K. Frank, Tatjana Hofmann, Sabine von Löwis,  
Oksana Mikheieva, Kateryna Mishchenko, Matthias Schwartz,  
Igor Sid, Nina Weller und Jan Zofka

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2020, 2023

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kulturverlag-kadmos.de](http://www.kulturverlag-kadmos.de)

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagabbildung: Davyd Čyčkan: *Der Krieg eröffnet Möglichkeiten für Neonazis und Faschisten auf beiden Seiten* (Vijna vidkryvaje možlyvosti dlja neo-nacystiv i fašystiv po obydvj storony, 2017).

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: MCP

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-552-0

# Ukraine und Russland: Synergie der Ressentiments

IGOR SID

*[D]ie Feinde unter uns erscheinen erst dann,  
wenn wir uns selbst wie Feinde benehmen.<sup>1</sup>*

Serhij Žadan, 2014

*Der Unitarismus wird die Ukraine zerreißen.<sup>2</sup>*

Aleksandr Tkačenko, 1999

Innerhalb der letzten vier Jahre ist die Ukraine von mehreren politischen Erdbeben katastrophalen Ausmaßes erschüttert worden: Im Süden des Landes ist die Halbinsel Krim abgetrennt und de facto in die Russische Föderation eingegliedert worden. Im Osten ist ein Bürgerkrieg ausgebrochen, der auch als ›hybrider Krieg‹ bezeichnet wird; ein Neologismus, der bei all seiner Nebulosität die Lage erstaunlich präzise beschreibt. Aus ihm sind zwei selbsternannte Volksrepubliken hervorgegangen, die wiederum mehr oder weniger unter russischem Einfluss stehen. Das mag den Eindruck erwecken, es handele sich dabei um einen in sich geschlossenen Prozess, der erst von den politischen Auseinandersetzungen des Winters und Frühjahrs 2014 ausgelöst worden ist.<sup>3</sup> Im vorliegenden Essay wollen wir unseren Blick jedoch weiter in die Vergangenheit richten. Es soll hier nachgezeichnet werden, inwieweit die jüngste Spaltung der Ukraine von einer wesentlich längeren Vorgeschichte herrührt, einem Vorspiel, das

<sup>1</sup> Serhij Žadan: »Naši diti, Marije, rostut' nibi trava ...«, Eintrag auf seiner Facebook-Seite vom 25.04.2014, [www.facebook.com/notes/сергій-жадан-офіційна-сторінка/наші-діти-маріє-ростуть-ніби-трава/646288522086086/](http://www.facebook.com/notes/сергій-жадан-офіційна-сторінка/наші-діти-маріє-ростуть-ніби-трава/646288522086086/) (20.05.2018): »[В]ороги між нас з'являються лиш по тому, коли ми самі поводимось, як вороги«.

<sup>2</sup> Aleksandr Tkačenko: »Крым – ёто колосал'наja модел' того, как можно жит' вместе«, Interview in: *Ostrov Krym* Nr. 3 (April) 1999, <http://ok.archipelag.ru/part2/krim-eto.htm> (20.05.2018): »Унитаризм разорвёт Украину«. Aleksandr Tkačenko (1945–2007) ist sowjetischer und russischer Lyriker, Menschenrechtler, Mitbegründer und erster Generaldirektor des russischen PEN-Zentrums.

<sup>3</sup> »Mancher glaubt, dass dieser Krieg am dritten März geboren worden sei. Wenn das stimmt, dann ist er schnell erwachsen geworden. Ein Schnellentwickler-Krieg.« Mit diesen Worten beginnt die auf Juli 2014 datierte Erzählung *Die Eintönigkeit der Wildgänse* des westukrainischen Schriftstellers Vladimir Eškilev. Vladimir Eškilev: »Oднообразije dikich gusej«, in: Jurij Volodarskij (Hg.): *Nebo etogo leta. Rasskazy ukrainkich pisatelej*, Moskva 2015, S. 93–101, hier S. 93: »Кое-кто считает, что эта война родилась третьего марта. Если так, то она быстро повзрослела. Война-акселерат.«

mehr als zwei Jahrzehnte zurückreicht und zum Teil mit Umständen zu tun hat, die vielleicht weniger spektakulär anmuten, aber umso mehr und nachhaltiger die Gegenwartssituation, so wie sie ist, bestimmen. Es wird hier also weniger um die Spitze des Eisbergs gehen, die aus dem Ozean ragt und aus weiter Ferne sichtbar ist, sondern vielmehr um jenen mächtigen Teil des Ganzen, der sich unter der Wasseroberfläche verbirgt und das Ganze trägt.

Schon auf den ersten oberflächlichen Blick fällt auf, dass die Gemengelage auf sonderbare Weise asymmetrisch ist. Auf der einen Seite ist der Donbass, wo in den Worten der Kiewer Führung seit vier Jahren eine ›Antiterroroperation‹ läuft. Die Region steht in Flammen; Tausende Zivilisten sind dort getötet worden, die Zahl der Flüchtlinge geht in die Millionen. Auf der anderen Seite die Krim, wo sich ein friedliches Szenario abspielt. Weder wurde versucht, den Anschluss der Halbinsel an Russland zu verhindern, noch hat es Versuche gegeben, sie zurückzuerobern. Eine derartige Wendung wird laut wiederholten Verlautbarungen aus Kiew auch von niemandem mehr für möglich gehalten. Stattdessen heißt es immer wieder, dass es für die Krim-Frage keine militärische Lösung gebe. Die (in eine unbestimmte Zukunft verlegte) Rückkehr der Halbinsel in die Ukraine sei nur auf Grundlage einer freien Entscheidung aller Bewohnerinnen und Bewohner der Krim möglich, die sich angesichts einer (in jener unbestimmten Zukunft) steigenden Attraktivität der Ukraine dann zu ihr bekennen würden. Das ist ein äußerst überzeugender, progressiver und wahrhaft humanistischer Ansatz. Allerdings bleibt die Kiewer Regierung bislang eine Erklärung schuldig, warum derselbe humanistische Ansatz nicht auch gleichermaßen für die Donbass-Region gilt.

Während die Halbinsel offiziell als ›vorübergehend besetzt‹ tituiert wird, hat sich in der Sprache der Politik das unvermeidliche Temporaladverb ›vorübergehend‹ mittlerweile so festgesetzt, dass es wie ein Euphemismus für ›bis in alle Ewigkeit‹ klingt.<sup>4</sup> Unterdessen wird von beiden Konfliktparteien systematisch gegen den Minsker Friedensplan verstoßen und es verhärtet sich der Eindruck, dass dieser höchstexplosive, sich selbst reproduzierende Prozess in der Ostukraine endlos fort dauern kann.

---

<sup>4</sup> Es handelt sich möglicherweise um eine unbewusste Reminiszenz an den Neologismus *vrěvakuanty* (Abkürzung von *vremennye evakuanty*, vorübergehend Evakuierte) aus dem bekannten Roman *Die Insel Krim* (Ostrov Krym, 1979) von Vasilij Aksënov. In dem Roman hat sich dieser Ausdruck für die vor dem Bolschewismus Geflohenen, die sich nach dem russischen Bürgerkrieg auf der Krim niedergelassen haben, eingebürgert und ist nach Jahrzehnten zu deren Ethnonym geworden. Nichts ist so beständig wie das Vorübergehende.

Auch ist es gut möglich, dass die Welt einst in einer fernen Zukunft darüber staunen wird, was die geheimen Hintergründe all jener Ereignisse der letzten Jahre gewesen sind, doch helfen konspirologische Hypothesen hier nicht weiter. Verschwörungstheoretisches Denken zwingt historischen Ereignissen eine Logik von Willkür, Kontingenz und Subjektivität auf und stellt in erster Linie ein Mittel dar, um die historische Gesetzmäßigkeit und objektive Unabwendbarkeit der Vorgänge zu leugnen. Wir wollen hier hingegen versuchen, genau diese objektive Logik oder wenigstens den Mechanismus des Zusammenspiels von objektiven und subjektiven Faktoren zutage zu fördern. Denn nur dann besteht die Chance, adäquate Maßnahmen zur Regulierung des Konflikts ausarbeiten zu können, und damit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

## I. Erste Annäherung: Zeichen eines »apokalyptischen Konflikts«

Dieser Beitrag ist eine Art Nachtrag des Verfassers zu seinen eigenen Überlegungen, die er bereits vor einem Jahrzehnt öffentlich geäußert hat. Über »ein Hineingeraten des Krimer Kulturraums ins Kraftfeld eines neuen, nahezu apokalyptischen Konflikts«,<sup>5</sup> über »die nicht immer adäquaten Vorstellungen der Menschen im Südosten und Westen der Ukraine voneinander«,<sup>6</sup> über die »Spannung zwischen der gefährlich abesonderten russisch- und ukrainischsprachigen intellektuellen Elite in der Ukraine«<sup>7</sup> hat sich der Verfasser bereits 2008–2009 in deutschen und ukrainischen Medien geäußert. Dieser Essay befasst sich mit der Situation in der Ukraine heute. Russland – seine Machtelite und die sie stützende Mehrheit seiner Bevölkerung – hat sich mittlerweile unverhohlen für einen Weg der Archaisierung, Klerikalisierung und Paternalisierung entschieden und eine Absage an alle Grundwerte und Freiheitsideale erteilt, die wir mit Europa verbinden. Dieses Szenario ist zwar wenig erfreulich, aber nicht überraschend und, da es in der Vergangenheit schon öfters geprobt wurde, leicht zu erklären. Was sich hingegen derzeit in der Ukraine abspielt, ist für den Experten eine wahre Herausforderung. Hier fällt es weitaus schwerer, das Geschehen nachzuvollziehen.

<sup>5</sup> Igor' Sid: »Ostanovit' vojnu mifov«, Interview mit Olga Michajlova, in: *PolitikHALL* 42 (2008), <http://politikhall.com.ua/issue/533/>.

<sup>6</sup> Igor' Sid: »Masai Kryma i Galicii«, *Gazeta* »24«, 31.05.2008, <http://gazeta.24.ua> (20.05.2017).

<sup>7</sup> Vgl. Igor' Sid: »Instrumente für eine neue Anthropologie«, Interview mit Tatjana Hofmann (März 2009), in: Susi K. Frank / Miranda Jakiša / Alfrun Kliems u. a. (Hg.): *Nachgefragt. Novinki im Gespräch mit Autor\_innen aus Osteuropa*, Norderstedt 2016, S. 233–241.

Dennoch glaubt der Verfasser dieses Beitrages das Risiko eingehen zu dürfen, sich zu den Themen der ukrainischen Zeitgeschichte, der gegenwärtigen politischen Gemengelage und ihren Voraussetzungen zu äußern, und zwar aufgrund einer ganzen Reihe von Geschehnissen aus seinem eigenen Leben.

Im Jahr 1995 war ich, ein gebürtiger Krim-Bewohner, von dort nach Moskau gezogen. In der russischen Hauptstadt habe ich den Krimer Geopoetischen Club gegründet – eine »exterritoriale Fortsetzung« des 1993 organisierten Forum Bosporicum der Gegenwartskultur, das ich auf der Halbinsel bis dato schon dreimal veranstalten konnte. Der Krimer Club in Moskau,<sup>8</sup> wie schon zuvor das Forum Bosporicum auf der Krim, avancierte zu einer internationalen Plattform, die ein permanentes künstlerisches Experimentieren und das Aufeinandertreffen unterschiedlicher kultureller Phänomene sowie die Präsentation von neuesten Trends aus verschiedensten literarischen Genres und Kunstrichtungen möglich machte. 1998 trat ein weiteres Aktionsfeld hinzu, als wir begannen, das russische Publikum mit der ukrainischsprachigen Gegenwartsliteratur vertraut zu machen. Mit unserer Unterstützung wurden die angesagtesten Literaten aus der Ukraine nach Moskau eingeladen, ihre neuesten Werke vorgestellt, übersetzt und publiziert.<sup>9</sup>

Vor dem Hintergrund des damals eher apolitischen, ja nahezu kosmopolitischen Selbstverständnisses eines *l'art pour l'art* innerhalb der Literatenszene Russlands wirkten das Engagement, die Aufbruchsstimmung und die aktive Teilnahme ukrainischer Schriftsteller an der kulturellen und nationalen Neugestaltung ihres Landes belebend und erfrischend. Die für die junge Literatur des Nachbarlandes so typische Hinwendung zu gesellschaftlichen Themen war jedoch frei von jeder Didaktik, und in ihre authentisch klingenden patriotischen Stimmen mischte sich kein falsches Pathos. Dies schuf eine frische intellektuelle Atmosphäre, war doch das Wort »Patriotismus« für unsere Schriftsteller schon immer unzertrennlich und in ekelereggender Weise mit falschem Pathos assoziiert – eine Idiosynkrasie, die uns in den Jahrzehnten ideologischer Indoktrinierung im Geiste des »sozialistischen Realismus« in Fleisch und Blut übergegangen ist. »Sehr viele Schriftsteller scheuen sich

<sup>8</sup> Die Kurzbezeichnung des Projekts »Krimer Club« paraphrasiert den Namen des Club of Rome, auf den es im Russischen sowohl graphisch als auch phonetisch ganz offensichtlich anspielt (Krymskij klub / Rimskij klub) und in dessen Tradition (Priorität humanistischer Prinzipien, globales Denken, Nachhaltigkeit) es sich stellt.

<sup>9</sup> So hatte ich das Glück, der erste Übersetzer der Bücher von Jurij Andruchovič und Serhij Žadan ins Russische zu sein (Jurij Andruchovič: *Perverzija. Roman*, aus d. Ukr. von Anna Bražkina und Igor Sid, Moskva 2002; Serhij Žadan: *Istorija kul'tury načala stoletija. Poëtičeskij sbornik*, aus d. Ukr. von Igor Sid, Moskva 2003).



bis heute noch, über jene Zeit zu schreiben«, klagte der 1993 aus dem Exil zurückgekehrte Schriftsteller der Tauwetter-Generation der Sechziger, Vasilij Aksënov.<sup>10</sup> »[I]ch verstehe den Schriftsteller in großem Maße als eine öffentliche Figur, und gerade in dieser Hinsicht zeigt sich die gegenwärtige Schriftstellergeneration auffällig faul. [...] Es ist wirklich ärgerlich, dass es auf dem intellektuellen Markt des heutigen Russland keinen solchen Autor gibt wie zum Beispiel Juri Andruchovič bei unseren slavischen Brüdern«, zog 2004 der Moskauer Literaturkritiker Aleksandr Gavrilov die Bilanz jener Epoche.<sup>11</sup>

Ende 2007 führten mich familiäre Belange wieder in die Ukraine zurück. Zuerst habe ich ein halbes Jahr auf der Krim verbracht. Dann ging es nach Kiew, wo ich im Frühjahr 2008 Kulturveranstaltungen im Rahmen des ersten Kiewer Forums der Verleger organisierte, um anschließend auf Einladung einer bekannten ukrainischen Tageszeitung die Leitung ihrer Regionalredaktion in Dnipro (bis 2016 Dnipropetrowsk) zu übernehmen, einer Stadt, wo ich zu Sowjetzeiten zur Schule gegangen bin und meinen Hochschulabschluss gemacht habe.

Täglich mit laufender Nachrichtenberichterstattung beschäftigt, tauchte ich tief in die Informationsströme des gesellschaftspolitischen Lebens des Landes ein. Aber im Herbst des gleichen Jahres brach in der Ukraine dann eine schwere ökonomische Krise aus. Die Zeitung, für die ich tätig war, musste schließen, und so kam es, dass ich bereits im Dezember 2008 wieder nach Moskau zurückkehrte. In Hinblick auf das Thema dieses Beitrages bedeutete jenes ukrainische Intermezzo des Jahres 2008 für mich eine Zäsur in der eigenen Wahrnehmung ukrainischer Realien, die mir als eine traumatische Desillusionierung in Erinnerung geblieben ist.

Der Blick auf das ukrainische Alltagsleben aus der nächsten Nähe hat mir einen Schock versetzt. Was ich mit eigenen Augen sah, widersprach all meinen lieb gewonnenen Vorstellungen von einem ›nach Europa strebenden‹ Land. Anstatt einen gemeinsamen Weg für ihre Heimat zu suchen, hielten die beiden größten Bevölkerungsteile – die Europasympathisanten und die Russlandsympathisanten – kompromisslos an ihrer jeweils eigenen Sichtweise als der einzig richtigen für die ganze Ukraine

<sup>10</sup> Vasilij Aksënov: »Otkryt' Krym miru«, Interview mit Igor Sid, in: *Gumanitarnyj Fond*, 01.11.1993, [http://liter.net/=/Aksenov/sid\\_ax\\_1993.htm](http://liter.net/=/Aksenov/sid_ax_1993.htm) (20.05.2018): »Очень многие писатели до сих пор ещё боятся писать об этом времени.«

<sup>11</sup> Aleksandr Gavrilov: »Russkaja literatura i gosudarstvo v novom veke«, Interview mit Igor Sid, in: *So-Obščenie* 6 (2004), [www.soob.ru/n/2004/6/subject/4](http://www.soob.ru/n/2004/6/subject/4) (20.05.2018): »[M]не писатель видится в большой мере общественной фигурой, а именно в этом нынешняя генерация писателей очевидно филолит. [...] Досадно, конечно, что интеллектуальный рынок России сегодня лишён такого автора, каков, например, у братьев-славян Юрий Андрухович.«

fest und ignorierten die Interessen und Wünsche der anderen Seite mit einer an Rassismus grenzenden Überheblichkeit.

Vereinfacht könnte man es so formulieren: Die aus dem Osten halten die Westler für ›Faschisten‹, die aus dem Westen nennen die Ostler ›Sowki‹, eigentlich eine Abkürzung für ›Homo sovieticus‹, wörtlich aber ›Kehrschaufel‹. Und ich muss klarstellen: Im gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurs kommt jedes dieser beiden Worte immer näher an das deutsche Wort ›Untermensch‹ heran.<sup>12</sup>

Mit diesen Worten habe ich die weitere Vertiefung dieser katastrophalen gesellschaftlichen Spaltung sechs Jahre später, im März 2014, in einem Aufsatz über die Krim-Krise charakterisiert, den ich im Auftrag der *Tageszeitung* verfasste. Statt eine Suche nach Kompromiss und Versöhnung bei den beiden Bevölkerungsteilen zu fördern, hat die Zentralmacht in Kiew uneingeschränkte Solidarität mit dem einen und absolute Verachtung gegenüber dem anderen Bevölkerungsteil demonstriert und dadurch die ohnehin schwelenden Aversionen der Benachteiligten gegen die favorisierte Gruppe und gegen die Staatsmacht selbst weiter verstärkt. Zum Zeitpunkt meiner Rückkehr in die Ukraine schieden sich die Geister beispielsweise am Ukas des damaligen Präsidenten Viktor Juščenko vom 12. Oktober 2007. Darin wurde die höchste Auszeichnung des Ukrainischen Staates, ›Held der Ukraine‹, Roman Šucevič (1907–1950) post mortem zu seinem 100. Geburtstag verliehen, einem Unabhängigkeitskämpfer, der sich in den 1920er und 1930er Jahren an politischen Morden beteiligte und 1941–1942 als Hauptmann und stellvertretender Kommandeur zuerst beim berüchtigten deutschen Bataillon Nachtigall, danach bei der Schutzmannschaft Bataillon 201 gedient hat, die der SS unterstellt war. Ein beträchtlicher Teil der russischsprachigen ukrainischen Bürger hat diesen Schritt der Regierung als eine Sympathiebekundung gegenüber den Nazis und als Verhöhnung der Erinnerung an die eigenen Opfer wahrgenommen.

Ich kann mir gut vorstellen, dass der damalige Präsident davon überzeugt war, durch die Rehabilitation der Ukrainischen Aufständischen Armee (UPA) der historischen Wahrheit in seinem Heimatland wieder zu ihrem Recht verhelfen und damit das Fundament für dessen nationale Einheit festigen zu können. Das war vermutlich seine gute Absicht; die daraus folgenden möglichen Konsequenzen waren jedoch anscheinend zuvor nicht durchdacht worden.

Den tieferliegenden Grund für diese letztlich gegen die Bevölkerung gerichteten (denn die Bevölkerung wurde im Endeffekt gespalten) Be-

---

<sup>12</sup> Igor Sid: »Durch den Mythos gefiltert«, *taz.de*, 08.03.2014, <http://www.taz.de/!382803/20.05.2018>.

schlüsse zur Verleihung des Titels ›Held der Ukraine‹ an Roman Šuchevič 2007 und auch an Stepan Bandera 2010 sehe ich aber in einem logischen Fehlschluss, dem die ukrainische Führung aufgesessen ist. Denn beide haben ihre Kräfte und ihr Leben nicht für die gesamte ukrainische Bevölkerung aufgeopfert. Ihr Opfer galt nur dem ukrainischsprachigen Teil derselben: einer Gruppe, die zahlenmäßig nicht überall in der Ukraine die Mehrheit stellt – damals wie heute. Sie zu Helden aller Ukrainerrinnen und Ukrainer zu erheben, bedeutete ein falsches Signal an die Angehörigen anderer Sprachgemeinschaften zu senden, sie zu Fremden im eigenen Land zu stempeln. Auf diese Weise wurde das altbewährte Prinzip ›divide et impera‹ reproduziert.

Gesellschaftliche Ausgleichsmechanismen, die die gefährlichen Tendenzen in der Ukraine hätten aufhalten können, waren für mich nicht zu erkennen. Es beschlich mich ein mulmiges Gefühl. Und so habe ich schon während der ersten Monate meines Ukraine-Aufenthalts in zentralen ukrainischen Medien zu Themen publiziert, die mir bis dato völlig fremd gewesen waren – zu Themen, die mit Politik zu tun hatten, und zwar konkret zu den soziokulturellen Verwerfungen und Risiken, die diese Politik hervorrief.

Am meisten beschäftigt mich an dieser Stelle ein Interview, das ich damals der Chefredakteurin der Zeitschrift *PolitikHALL*, Olga Michajlova, gegeben habe. Sechs Jahre bevor der militärische Konflikt in der Region Donbass ausbrach, hatte ich schon das Gefühl, dass es neben friedlichen Angelegenheiten wie den verschiedenen Kulturprojekten, an denen ich arbeitete, dringend nötig war, auch über die Gefahr eines »neuen, nahezu apokalyptischen Konflikts« zu reden. Dieses Interview habe ich unter der Überschrift *Den Krieg der Mythen beenden* publiziert und meinte damit eine bedrohlich wachsende Konfrontation zwischen Russland und der Ukraine mit ihren negativen Mythologemen über die jeweils andere Seite, die sich unter Einfluss der Massenmedien und der intellektuellen Eliten beider Länder immer weiter verfestigt hatten. Indem ich an die historische Erfahrung des russischen Bürgerkrieges von 1917 bis 1923 erinnerte, als die Rote Armee und die Kräfte der Weißen Armee gegeneinander kämpften, warnte ich vor dem sich anbahnenden Konflikt in der Ukraine: »Damals war es eine blutige weiß-rote Spaltung der Gesellschaft Russlands. Heute ist es noch eine relativ vegetarisch verlaufende Spaltung der Ukraine entlang sprachlicher Grenzen, die sich aber perspektivisch in eine blutige verwandeln kann.«<sup>13</sup> Seit jenem Interview ist der Krieg nicht nur für alle sichtbar geworden, er ist auch

---

<sup>13</sup> Igor' Sid: »Ostanovit' vojnu mifov« (Anm. 5).

aus der Sphäre der Mythen in den Raum der Wirklichkeit, ist aus der kalten in eine heiße Phase übergegangen.

Irgendwann später ist mir klargeworden, dass der erwähnte linguistische Parameter, die sprachliche Identitätsgrenze, doch nicht die eigentlich entscheidende Demarkationslinie der Spaltung in der Ukraine ist, wie ich geglaubt hatte. Für weitaus wichtiger halte ich heute den gesellschaftlichen Dissens in der Frage, ob Diskriminierung legitim sein kann: Sind die diversen Sprachkulturen, die auf ukrainischem Boden koexistieren, nach europäischem Vorbild in ihren Rechten gleich zu behandeln? Oder ist es stattdessen geboten, die russische Sprache, die russischsprachige Kultur und ihre Träger zu entrechten?

Ich persönlich vertrat, bevor mich meine beunruhigenden Erlebnisse des Jahres 2008 nachdenklich gemacht hatten, die letztere Meinung. Das Jahr bedeutete aber einen Paradigmenwechsel in meiner Wahrnehmung der ukrainischen Wirklichkeit. Nachdem ich eine ganze Reihe teilweise alarmistischer Texte publiziert hatte, die in der Ukraine jedoch kaum Resonanz fanden, setzte bei mir Resignation ein und ich fuhr mein Engagement in den Medien stark zurück. Zuletzt habe ich die Problematik 2012, noch zu Friedenszeiten, angesprochen. In einer Rezension eines Buches des russischen Regionalforschers Vadim Štepa bemerkte ich, dass »für die Ukraine, die versucht, die kulturelle Vielfalt ihrer Regionen zu nivellieren«, die reale Gefahr bestehe, »den Donbass und die Krim zu verlieren.«<sup>14</sup>

## II. Interne Einblicke

In jenem Jahr meines Ukraine-Aufenthaltes, 2008, ließ ich erstmals seit langer Zeit meine alten Kontakte auf der Krim wiederaufleben. Dabei wurde ich mit einer ganzen Reihe schwerwiegender Vorwürfe an die Adresse der Kiewer Macht konfrontiert, die sich bei meinen Landsleuten über Jahre angestaut hatten. Sie betrafen das Totschweigen von drängenden sozioökonomischen Problemen der Region auf der einen Seite und das permanente Ausüben von Druck auf der anderen Seite, um die Halbinsel noch abhängiger vom Zentrum zu machen als zuvor, sowie eine faktische Degradierung der Krim-Region betreffs ihres rechtlichen Status: Aus einer Republik innerhalb des ukrainischen Staates (einem föderalistischen Element, das bis Mitte der 1990er Jahre formal existierte)

<sup>14</sup> Igor' Sid: »Raskras' kartu«, *Russkij Žurnal*, 28.06.2012, <http://www.russ.ru/Mirovaya-rovestka/Raskras-kartu> (20.05.2018): »[...] нынешние шансы потерять Крым или Донбасс для Украины, пробующей нивелировать культурное разнообразие своих земель.«

wurde eine ›autonome Republik‹, was einer Herabstufung auf das Niveau eines Staatsbezirks entsprach. Hinzu kam als das wichtigste Element eine nicht übermäßig aggressive, aber doch beharrliche Derussifizierungs- und Ukrainisierungspolitik gegenüber der russischsprachigen Bevölkerung. Eine Diskriminierung dieser Bevölkerungsgruppe erfasste damals de facto wie de jure sämtliche Sphären des öffentlichen Lebens: Bildung, Verwaltung, Massenmedien, Unterhaltung und dergleichen mehr. Sichtbare Erfolge hat diese Politik auf der Krim nach meiner eigenen Beobachtung aber nicht erzielt. Dieses Scheitern erklärte man mir damit, dass dem Druck aus dem Zentrum mit einem stillen und hinhaltenden, aber durchaus aktiven Widerstand begegnet werde, der sich etwa darin äußere, dass die angeordneten Maßnahmen ›bürokratisch‹ verzögert und verwässert werden. Aber allein schon die Tatsache, dass es solcher Abwehrstrategien überhaupt bedurfte, um die eigenen Kulturrechte zu bewahren, rief allgemeine Empörung hervor. Und immer wieder beklagten sich die Menschen bei mir über das für sie unfassbare Missverhältnis: In einem Staat, wo das Russische für gut die Hälfte der Bevölkerung die Muttersprache ist, hat es anders als das Ukrainische nicht den Status einer Amtssprache. (Ich als Afrikanist halte die Republik Südafrika für ein gutes Vorbild – oder genauer für das, was auch die europäische Norm sein sollte! –, in der es elf verfassungsrechtlich festgelegte Amtssprachen gibt und die Sprachen der einstigen Kolonialmächte denen der einst diskriminierten ethnischen Gruppen gleichgestellt sind.) Ein besonderer Anklagepunkt, der auf der Halbinsel häufig vorgebracht wurde, war der Abbruch des zukunftssträchtigen Programms zur wirtschaftlichen Entwicklung von Evgenij Saburov im Jahr 1994. Dieser historisch beispiellose Präzedenzfall wird weiter unten noch genau zu betrachten sein.

Angesichts der schwerwiegenden Verfehlungen, die ich gerade aufgezählt habe, waren viele meiner Landsleute, die sich mit westlichen Werten und individuellen Freiheiten identifizierten, enttäuscht und hielten die offiziöse Devise von einer ›Bewegung der Ukraine nach Europa‹ für heuchlerisch und verlogen. Diejenigen aber, die umgekehrt mit dem paternalistischen Ideal von Staat und Gesellschaft sympathisierten und sich in die Sowjetzeit zurücksehnten, erklärten, dass das europäische Modell sein wahres Gesicht genau in diesen Verwerfungen zeige: in den täglichen Erfahrungen faktischer Ungleichheit und Diskriminierung, die sie machen müssten, und hielten es deswegen für zynisch und menschenverachtend. Und beide Gruppen einte das bedrückende Gefühl, in einem solchen Land nicht mehr leben zu wollen. Andrei Malgin, ein Krimer Historiker und Direktor des Zentralmuseums von Taurien, schrieb im Februar 2014:

Es ist für die Menschen auf der Krim völlig klar, dass aus westukrainischer Sicht die Verhältnisse anders sind. Sie wissen, dass Bandera ein Held für die Galizier ist. Sie wollen ihn einfach nicht als eigenen Helden akzeptieren [...]. Die Ukraine und ihre Unabhängigkeit sind für den gewöhnlichen Krim-Bewohner nicht mit Hoffnung, nicht mit Fortschritt, sondern mit Verfall und Niedergang verbunden. [...] [Z]u Beginn der 1980er stand die Krim gemessen am Wohnkomfort ihrer Städte, am Entwicklungsniveau ihres Sozialsystems und ihrer Wirtschaft viel näher an Europa, auf das wir uns bereits seit zwanzig Jahren so zielstrebig zubewegen, als es heute der Fall ist.<sup>15</sup>

Vor diesem Hintergrund ist die Mehrheitsentscheidung der Krim-Bevölkerung in dem Referendum über den Status der Krim 2014 (ungeachtet der üblichen Wahlmanipulationen wurde die Mehrheit in jedem Fall erreicht; ob mit 99 % oder 70 % spielt dabei keine wesentliche Rolle) für mich in erster Linie das Ergebnis der Politik der ukrainischen Regierung seit Mitte der 1990er Jahre. Im Westen sieht man das aber anders. Dort verdient der Ausgang des Referendums nur eins: bedingungslose moralische Verurteilung. Kaum jemand interessiert sich für die Ursachen und Hintergründe der Entscheidung, und die Krim-Bevölkerung wird schlicht als ›schlecht‹ abgestempelt.<sup>16</sup>

Eines der vielleicht schmerzhaftesten Erlebnisse war für mich ein Lesungsabend am Institut für Ozeanographie und Fischwirtschaft in der Stadt Kertsch, den ich unter Beteiligung von bekannten ukrainischen, russischen und weißrussischen Lyrikern im August 2008 im Rahmen des Literaturfestivals *Barrikade auf Tuzla* organisiert habe. Der Veranstaltungssaal war nur eine Minute von dem Institut entfernt, an dem ich von 1985 bis zu meinem Wegzug nach Moskau 1995 tätig gewesen war. Von meinen zahlreichen Ex-Kollegen am Institut ist zu dieser Lesung aber nur ein einziger erschienen.

Alle anderen – Wissenschaftler, Experten, unvoreingenommene Menschen, die immer aufgeschlossen für alles Neue gewesen waren und

<sup>15</sup> Andrei Malgin: Eintrag auf seiner Facebook-Seite vom 21.02.2014, <https://www.facebook.com/andmalgin/posts/213580222183552> (20.05.2018): »[K]рымчане вполне понимают, что для западной Украины ситуация обстоит иначе, они знают, что Бандера – герой для Галиции, они просто не хотят принимать его в качестве героя также и для себя ... [...] Украина, её независимость накрепко связаны в понятии обычного крымчанина не с надеждой и развитием, а с упадком и деградацией. [...] [в] начале 80-х по уровню благоустройства населённых пунктов, развитию социальной сферы и экономики, Крым был гораздо ближе к Европе, куда мы так упорно уже двадцать лет идём, чем сегодня.«

<sup>16</sup> Denen, die sich tatsächlich ein Bild davon machen möchten, was vor sich geht, empfehle ich, ausführlich mit den Krim-Bewohnern zu sprechen – und zwar mit Vertretern beider Positionen zum Status der Krim: das zahlenmäßige Verhältnis der beiden Gruppen spricht für sich. Hierfür wäre es sinnvoll, die Krim zu besuchen. Das ist die einzig zuverlässige Methode, um die Stimmung auf der Halbinsel kennenzulernen und die Rolle zu verstehen, die die ukrainische Innenpolitik für deren Entstehen spielte.

meine Veranstaltungen immer gerne besucht hatten – haben diese Lesung einfach boykottiert, und zwar, wie ich später erfuhr, weil der Vorwurf im Raum stand, ich würde mit der Kiewer Zentralmacht kollaborieren. Gemäß einem ungeschriebenen Kodex sowohl der sowjetischen als auch der vorrevolutionären Intelligenzija hielten sie zu jeder politischen Macht immer schon Distanz. Erst recht galt das für die Kiewer Machthaber, die meine Ex-Kollegen für hoffnungslos infiziert vom aggressiven ukrainischen Nationalismus und von einem ethnokratischen Größenwahn hielten.

Anschuldigungen in Richtung Kiew habe ich von russischsprachigen Bürgerinnen und Bürgern der Ukraine auch vorher schon öfters gehört. Ein Historiker und Freund von mir, der 2014 den Anschluss der Krim an Russland allerdings kritisch aufgenommen hat, überraschte mich Mitte der 2000er mit der Äußerung: »Es gefällt mir nicht, im eigenen Land ein Mensch zweiter Klasse zu sein.« Damals habe ich nicht wirklich verstanden, was er damit meinte. Der erste ähnliche Fall, an den ich mich erinnern kann, ereignete sich 1995. Damals hat eine Redakteurin des Simferopoler Fernsehens, die gerade in Ruhestand gegangen war, sich über die fragwürdige Personalpolitik beim Staatsfernsehen auf der Halbinsel geärgert: Lokale Führungskräfte und Experten seien gegen aus Kiew gesandte ausgetauscht worden, die weniger professionell seien, aber die ›richtigen‹, sprich ukrainischen Nachnamen hätten. Damals habe ich all diese Beschwerden nicht ernst genommen.

Aus den unzähligen Gesprächen zu diesem Reizthema ist mir eines am deutlichsten Erinnerung geblieben, das sich im Jahr 2000 zutrug, als ich in einer ostukrainischen Großstadt bei einem in der Region populären Literaten des spätsowjetischen Undergrounds zu Besuch war. Während der 1990er hatte der Kollege auf einmal so gut zu verdienen begonnen, dass seine Gattin es nicht mehr nötig hatte, zu arbeiten. Im Gespräch hat sie mich mit polemischem Elan über die Problematik der kulturellen Diskriminierung russischer Muttersprachler in und außerhalb der Region aufgeklärt. Ich empfahl ihr, eine Kultur- und Menschenrechtsorganisation zu gründen, die sich mit der Lösung solcher Probleme befassen würde, so könne sie ihr soziales Temperament in den Dienst einer guten Sache wie der öffentlichen Verteidigung der zuvor genannten Rechte stellen. Es werde der Ukraine nutzen, wenn verschiedene gesellschaftliche Gruppen in einen Dialog miteinander träten und so zwischen den verschiedenen Kräften eine gesunde Balance entstünde.

Als wir uns wenige Jahre später wieder trafen, stellte sich heraus, dass sie nichts dergleichen unternommen hatte. So sah ich mich einmal mehr in meiner Meinung bestätigt, dass der russischsprachigen Bevölkerung der Ukraine die Fähigkeit fehlt, eigene Rechte zu verteidigen, da sie

hier schwach verwurzelt ist, und dass sie folglich allmählich durch die andere, ukrainischsprachige Kultur verdrängt werde ... und es unsinnig wäre, diesen unabwendbaren Prozess aufhalten zu wollen.

Das, worauf es wirklich ankam – die Warnung vor einer Nationalitätenpolitik, die den Staat und die Gesellschaft ernsthaft gefährdet – habe ich versucht zu überhören. Die Scheu, das eigene Weltbild zu korrigieren, verleitet dazu, sich leichtsinnigerweise mit Nebensächlichkeiten zu beschäftigen und daraus falsche Schlüsse zu ziehen.

### III. Gewalt als ›historische Gerechtigkeit‹. Der Kult der Verachtung

Vor 2008 hielt ich die Diskriminierung des russischsprachigen Bevölkerungsteils der Ukraine für historisch berechtigt und sogar natürlich. Ein Großteil dieser Menschen stammt von Ukrainern ab (der Häufigkeit ukrainischer Nachnamen nach zu urteilen), die im Russischen Imperium zwangsrussifiziert wurden, oder von Zuwanderern, die diese Zwangsrussifizierung betrieben haben. Deshalb sei nun eine kompensatorische Kulturbewegung vonnöten und man müsse diesen Teil der Bevölkerung re-ukrainisieren.

Ich, der seit 1995 in Moskau lebte, hatte ein ungutes Gefühl, wenn ich mich mit denjenigen Bürgerinnen und Bürgern der Ukraine identifizieren sollte, die bei einer solchen ›Wiederherstellung‹ und ›Verbesserung‹ ihrer Identität als ›Rohstoff‹ betrachtet wurden. Die ukrainische Sprache beherrsche ich seit meiner Kindheit (sie wurde in meiner Dnipropetrowsker Schule wie das Russische von der ersten oder zweiten Klasse an unterrichtet), und ich war der Ansicht, dass es für die in der Ukraine Lebenden kein Problem sein sollte und sogar dringend geboten sei, sich von ihrer Muttersprache für immer zu verabschieden, um sich die ›progressivere‹ ukrainische Sprache anzueignen. Deswegen stand ich auf der Seite derer, die eine Ukrainisierung der russischen Muttersprachler forderten oder stillschweigend unterstützten. Traf ich gelegentlich auf Menschen, die dagegen protestierten, dann unterdrückte ich in mir unbewusst jedes Mitgefühl und jede Empathie. Ich sah sie einzig als Objekte politischer und kultureller Manipulation an, die sich ihrer ›Besserung‹ nicht zu entziehen hätten, geschweige denn zu Widerrede und Protest berechtigt seien. Ich hielt sie lediglich für Rohmaterial im epochalen Prozess der Erschaffung einer neuen europäischen Nation. Die Gewalt gegenüber diesen Menschen, die sich nichts zuschulden hatten kommen lassen – das Unrecht, das heute im Namen einer Wiedergutmachung



des ›Unrechts früherer Epochen‹ geschieht – war in meinen Augen nicht bloß eine Selbstverständlichkeit, sondern die heilige Pflicht eines zivilisierten Staates.

Menschenrechte durften nach meiner damaligen Überzeugung nur diejenigen für sich beanspruchen, die sie zu verteidigen wussten. Diejenigen dagegen, die sich mit ihrem ›uneuropäischen‹ Dasein abgefunden hatten, habe ich dehumanisiert und für nicht vollwertige Menschen gehalten. Unter diese Kategorie fielen automatisch all die unzähligen Zeitgenossen, denen die Perestroika und der ›wilde Kapitalismus‹ der 1990er Jahre (die Epoche meiner Jugend und Selbstfindung, an die ich so gerne zurückdenke) nichts als Verarmung und Frustration gebracht hatten und die als Konsequenz aus dieser Erfahrung eine tiefe Aversion gegenüber allem empfanden, was man mit den Worten Liberalismus und Kapitalismus verbindet.

Wie die meisten postsowjetischen Intellektuellen habe ich die sogenannten ›Kehrschaukeln‹ (sovki) um mich herum – Menschen, die sich die sowjetische Mentalität bewahrt hatten (oder vielleicht nur diesen Eindruck machten) – verachtet. Dabei habe ich völlig aus den Augen verloren, dass die Verachtung gegenüber anderen, die vermeintlich weniger ›fortschrittlich‹ oder weniger ›vollkommen‹ sind, tatsächlich nur die mangelnde ›Fortschrittlichkeit‹ und ›Vollkommenheit‹ bei uns selbst anzeigt. Diese grundsätzliche Verachtung von Menschen mit anderer Mentalität und/oder Identität und die gemeinsame Apologie dieser Verachtung im Milieu derer, die sich als ›nicht mehr sowjetisch‹ oder ›niemals sowjetisch gewesen‹ gerieren, ist ein erstaunlich weit verbreitetes Phänomen und vermutlich eine der schlimmsten Erbschaften aus der sowjetischen Vergangenheit. Menschen, die erkennen, dass sie verachtet werden – und zwar grundlos, einfach nur wegen ihrer Andersartigkeit –, zahlen über kurz oder lang berechtigterweise mit gleicher Münze heim. Und so wird eine Kettenreaktion in Gang gesetzt.

#### IV. Vertikale und horizontale Identitätsstrukturen

Möchte man das weltanschauliche Dispositiv, das dieses Phänomen der grundsätzlichen Verachtung generiert und perpetuiert, näher bestimmen, dann lässt es sich mit dem Konzept des ›hierarchischen Bewusstseins‹, oder des ›vertikalen Formats anthropologischen Bewusstseins‹ als dessen Spielart, am besten fassen. Den Nährboden für dieses ›hierarchische Bewusstsein‹ bildet, wie ich vermute, das Bedürfnis, auf andere herabzusehen. Um sich psychologisch komfortabel zu fühlen, benötigen die

Träger eines ›hierarchischen Bewusstseins‹ immer den Glauben, dass es ethnische, soziale, konfessionelle oder andere Gruppen gebe, die moralisch, intellektuell oder zivilisatorisch unterlegen sind. Da diese niederen ›Anderen‹ per definitionem keine vollwertigen Menschen sein können, ist es dann erlaubt und geboten, weniger human mit ihnen umzugehen, als es gegenüber Mitgliedern der eigenen, ›vollwertigen‹ Referenzgruppe erwartet wird.

Die persistente Existenz des Rassismus und Nazismus als Massenphänomen erklärt sich im Übrigen genau aus diesem (von Kindheit an anerzogenen oder im Erwachsenenalter erworbenen) Bedürfnis nach Dehumanisierung eines Teils der Menschheit.

Der Ausdruck ›vertikal strukturierte Identität‹ scheint diesen Sachverhalt wohl am genauesten zu treffen. Dabei handelt es sich möglicherweise um die ›archaischste‹ Identitätsform überhaupt: Auf ihrer Basis wird die primitive Xenophobie gerechtfertigt, kultiviert und sakralisiert.

In archaischen Gesellschaften hängt der Grad der wechselseitigen Aggression in großem Maße davon ab, wie stark die Identifikation mit dem ›Anderen‹ ausgeprägt ist; dort kann es unter Umständen durchaus berechtigt sein, im ›Fremden‹, ›Devianten‹ eine Gefährdung zu sehen (typischerweise stand das lateinische ›hostis‹ sowohl für ›Gast‹ als auch für ›Feind‹). Daher waren im Altertum Xenophobie und die darauf beruhende vertikal strukturierte Identität insofern ›natürlich‹, als ihnen eine bestimmte Funktionalität in strategischer und taktischer Hinsicht zukam. Anders verhält es sich in kulturell fortgeschrittenen Gesellschaften. Hier sind Xenophobie und eine daraus resultierende Aggressivität strategisch nachteilig, sie können lediglich kurzfristige Vorteile verschaffen und werden durch kulturelle (ethische und rechtliche) Steuerungsmechanismen ersetzt – sowohl in der sozialen Umwelt des xenophoben Subjekts als auch manchmal in seinem eigenen Bewusstsein.

Die egalitäre, in der bedingungslosen Gleichheit aller Individuen begründete Identitätsform der modernen Gesellschaft, die man gemeinhin mit bürgerlichen oder – bei aller Relativität dieses Begriffs – europäischen Wertvorstellungen verbindet, kann dementsprechend als ›horizontal strukturierte Identität‹ definiert werden. Die ›Anderen‹ sind hier grundsätzlich weder höher- noch minderwertig, niemand steht hier per se oben oder unten. Die Herausbildung und Aufrechterhaltung dieses Identitätstyps bedürfen permanenter erzieherischer Anstrengungen – unterstützt durch entsprechende Orientierungsmuster und Vorbilder in Literatur und Kunst.

## V. Meine Beteiligung an der Spaltung der Ukraine

Man muss die Dinge bei ihrem Namen nennen. Vor 2008 habe ich mich zur Idee bekannt, dass es richtig und legitim sein kann, wenn eine bestimmte Bevölkerungsgruppe infolge ihrer historischen Kollektivschuld einem Exorzismus (einschließlich der Austreibung ihrer Sprache und Kultur) unterzogen wird. Das ist dem Wesen nach eine totalitäre Idee, das ist Stalinismus. Auf ähnliche Weise sind die Massendeportationen ganzer Völker und ethnischer Gruppen nach Zentralasien während des Zweiten Weltkrieges begründet worden – wegen ihrer angeblichen Kollaboration mit den Nazis. Es ist ein Paradox, dass mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tod Stalins dieselben Feindschaft zwischen den Menschen säenden Ideen ausgerechnet in einem Land fortleben und gedeihen, das seine europäische Orientierung so unablässig beschwört, und dass der Verfasser dieser Zeilen sich noch vor einem Jahrzehnt genau in diesem Punkt wie ein waschechter Stalinist verhalten hat, obwohl er immer schon ein Sympathisant der Ukraine war, sich seit seiner Jugend als wahrer Europäer fühlte und den Stalinismus scharf verurteilte. Und viele meiner damaligen Gleichgesinnten propagieren solche Ideen bis heute, indem sie zum Beispiel eine ›Ausmerzung des imperialen Erbes‹ beschwören und diesen Aufruf nicht etwa mit dem Wort ›Stalin‹ verbinden, sondern – auf unbegreifliche Weise – mit dem Wort ›Europa‹.

Und was am schlimmsten ist: Meine damalige politische Überzeugung verband sich mit einem persönlichen Sendungsbewusstsein. Jahrelang hielt ich es für meine Mission, sie bei jeder Gelegenheit – öffentlich wie privat – zu propagieren. Erst im Laufe des letzten Jahrzehnts ist mir klargeworden, dass ich selber auch wesentlich zu den Voraussetzungen beigetragen habe, die letztendlich zur gegenwärtigen Katastrophe und Spaltung der Ukraine geführt haben.

Ich war ab 1998 einer der wenigen Kulturschaffenden in Russland, die dort die neue ukrainische Literatur aktiv propagierten. Zu diesem Kreis gehörten Kulturträger wie Anna Bražkina (Wortführerin der ukrainophilen Bewegung jener Jahre), Aleksandr Rudenko-Desnjak (dessen Übersetzungen der Autoren der ukrainischen ›erschossenen Renaissance‹ eine Pionierleistung gewesen sind), die Übersetzerinnen Elena Mariničeva und Julija Il'ina-Korol' sowie der Übersetzer und Verleger Andrej Pustogarov. In intellektuellen Kreisen der Ukraine wurden wir als Botschafter entsprechender russischer Kreise und wichtige Referenzgruppe betrachtet. Man hat uns zu Recht als geistesverwandt und ›dazugehörig‹ geschätzt. Kein Wunder, dass unsere soziokulturellen

Orientierungen und zeithistorischen Ansichten auf der ukrainischen Seite sehr ernst genommen wurden.

Unser fataler Fehler bestand nun darin, die grundsätzliche Asymmetrie der ukrainischen Kulturpolitik im Umgang mit Russisch- und Ukrainischsprachigen, die Praxis der Zwangsumkrisierung, bedingungslos zu billigen; wir haben dieses Vorgehen gleichsam gutgeheißen und moralisch legitimiert.

Im Herbst 2004 beispielsweise befürwortete ich öffentlich den umstrittenen »Offenen Brief der zwölf unpolitischen Literaten«,<sup>17</sup> in dem namhafte ukrainische Schriftsteller, darunter auch meine persönlichen Freunde, gegen das Wahlversprechen des Präsidentschaftskandidaten mit krimineller Vergangenheit, Viktor Janukovyč, protestierten, das Russische zur zweiten Amtssprache zu erheben. Der öffentliche Diskurs drehte sich damals um eine Passage in jenem Kollektivbrief, die das Russische als »Popmusik- und Gaunersprache« (»jazyk popsy i blatnjaka«) diffamierte. Diese grundsätzliche Verachtung gegenüber der Sprache des anderen Bevölkerungsteils des Landes kam hier unverhohlen zum Ausdruck. Konkret wurde mit den beiden umgangssprachlichen Neologismen ›popsa‹ (despektierlich für ›Popmusik‹) und ›blatnjak‹ (despektierlich für ›Gauner‹) ausgedrückt, dass das Russische in der Ukraine lediglich in der vulgären Popmusik und kriminellen Subkultur sein primitives Nischendasein friste, während das Ukrainische über alldem schwebte. In der Hitze der Polemik fiel uns dieses eigentliche Schlüsselement des Kollektivbriefes gar nicht auf, in dem wir allein die Möglichkeit, das Russische – das für das halbe Land die Muttersprache ist – zur zweiten Amtssprache zu erklären, als ›absurd‹ zurückwiesen.<sup>18</sup> So gehörte auch ich beschämenderweise zu denjenigen, die das europäische Prinzip der Gleichstellung kultureller (sprachlicher) Bevölkerungsgruppen – die sich symbolisch in der verfassungsrechtlichen Gleichstellung ihrer Sprachen ausdrückt – für eine ›absurde‹ Idee gehalten haben.<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Erstveröffentlichung des Briefes: »Vidkritij list dvanadcati apolitičnich literatoriv pro vibir i vibory«, *Ukraïn'ska Pravda*, 14.10.2004, [www.pravda.com.ua/news/2004/10/14/3003192/](http://www.pravda.com.ua/news/2004/10/14/3003192/) (20.05.2018).

<sup>18</sup> Vgl. die Diskussion »Russkij na Ukraine: »jazyk popsy i blatnjaka?«, *BBC Russian*, 31.10.2004, [http://news.bbc.co.uk/1/hi/russian/talking\\_point/newsid\\_3951000/3951143.stm](http://news.bbc.co.uk/1/hi/russian/talking_point/newsid_3951000/3951143.stm) (20.05.2018).

<sup>19</sup> Es ist bezeichnend und typisch für meine Denkweise und Weltsicht von damals, dass ich in den 2000er Jahren sogar einen besonderen Ordner auf meinem PC eingerichtet hatte, um E-Mails eines engen Freundes zu speichern, der sich ständig über die Kiewer Nationalitätenpolitik entrüstete, und diesen (trotz aller Sympathie) mit einer Überschrift versah, die in etwa dem Wort ›Idiot‹ entspricht. So erkenne ich meine damalige Haltung heute in all jenen wieder, die immer noch ausrufen: »Im ukrainischen Staat kann es nur eine Sprache geben – die ukrainische Sprache!«

Heute, wenn ich sehe, welche zerstörerische Folgen meine langjährige Unterstützung der kulturellen Diskriminierung zeitigt, fühle ich mich für den Ausbruch des Ukraine-Konfliktes nicht minder verantwortlich als all jene ukrainischen Kulturschaffenden, meine Freunde eingeschlossen, die als Intellektuelle diese staatliche Politik öffentlich guthießen. Meine heutige kritische Einschätzung der Lage verbietet es mir, als Ankläger derjenigen aufzutreten, die immer noch an ihren stalinistischen Positionen festhalten und die Gesellschaft weiter spalten. Sie anzuklagen hilft schon deswegen nicht, weil totalitäre Einstellungen und destruktive Verhaltensmuster meistens im Unbewussten verankert sind. Daher schlage ich vor, sich mit den verborgenen Antriebsfedern der menschlichen Psyche genauer zu befassen, die den Gang der Geschichte vielleicht sogar stärker beeinflussen als manifeste politische Ideen. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung und öffentliche Diskussion zu solchen automatisierten psychischen Mechanismen birgt die Chance, den eingeschlagenen Weg zur Selbstzerstörung des Landes vielleicht doch noch zu stoppen. Und diese nützliche Erfahrung könnte dann eine Lehre sein: für die Ukraine und die ganze Welt.

## VI. Das System der Ressentiments

In der politischen Gemengelage, in der sich die Ukraine als unabhängiger Staat nach dem Zerfall bzw. der Auflösung der UdSSR befand, lässt sich ein Schlüsselmoment erkennen, das das spätere Geschehen in bestimmte Bahnen lenkte. Unter soziokulturellen Gesichtspunkten bot die Ukraine von Anfang an ein äußerst heterogenes Bild. Sie bestand aus zwei zwar nicht ganz gleich großen, aber doch vergleichbaren Bevölkerungssteilen, die ihr die Erbschaften zweier untereinander verfeindeter Imperialmächte überließen: das Erbe der polnischen Rzeczpospolita und später dasjenige Österreich-Ungarns im Westen und das Erbe des Russischen Reichs im Osten und Südosten des Landes. In den beiden historischen Gebieten behielten die Menschen zwar keine spezifische Identität, aber doch zumindest eine charakteristische Mentalität bei, was sich in einem gewissen Unwillen ausdrückte, sich mit den jeweils ›anderen‹ Ukrainern als Mitbürger eines gemeinsamen Staates zu identifizieren. Die sowjetische Epoche mit ihrem internationalistischen Erziehungsideal einerseits und ihren repressiven Praktiken andererseits beeinflusste diese Zweiteilung in doppelter Weise. Zum einen fühlten sich bestimmte Bevölkerungsgruppen in dem neuen, einheitlichen sowjetischen Kollektiv aufgehoben, wohingegen zum anderen zahlreiche Nischen nationalen Selbstbewusst-

seins intakt blieben, die sich dem nivellierenden Einfluss und Druck der Zentralmacht entzogen.

Dieses Substrat aus kulturellen Prägungen und Mentalitäten wird von einem einflussreichen und sich über die Epochen kaum verändernden Faktor überlagert, den wir als Ressentiment bezeichnen wollen. Dabei lässt sich wiederum zwischen zwei diametral entgegengesetzten Modi des Ressentiments unterscheiden, deren geographische Verbreitung und Verteilung sich mit der oben genannten kulturellen Zweiteilung des Landes in etwa deckt. Gerade hier verbirgt sich der lange latent gebliebene Kern des Konflikts. Aus dem Geflecht dieser unterschiedlichen Wertvorstellungen und Motivationslagen entstand ein spezifisches *System gegenläufiger Ressentiments*, das die Lebensverhältnisse in der heutigen Ukraine maßgeblich mitbestimmte.

Der Begriff des Ressentiments, so wie ihn Nietzsche gebraucht, eignet sich sehr gut, um Transformationsprozesse im postsowjetischen Raum, einschließlich der Ukraine, zu beschreiben. Es handelt sich um einen mächtigen psychologischen Kompensationsmechanismus, der sich als Abwehrreaktion immer dann einschaltet, wenn politische und soziale Machtverhältnisse subjektiv als Deformation, Unterdrückung und Ungerechtigkeit erlebt werden. Personen, die sich einem dauernden Unrecht ausgeliefert fühlen und sich als unterlegen oder ohnmächtig erleben, sublimieren diese Gefühlslage in Form des Ressentiments, eines spezifischen Moralsystems, mit dem sie sich über ihre Unterdrücker und Peiniger erheben.<sup>20</sup> Im Fall der Ukraine handelt es sich um ein ›reflexhaftes Ressentiment‹, das nur noch von den Trägheitskräften der Vergangenheit gewohnheitsmäßig aufrechterhalten wird, obwohl die Gründe seines Entstehens nicht mehr existieren. Dieses Ressentiment wird allein dazu weiter kultiviert, um verschiedene Formen der Alltagsxenophobie (wie die banale sprachkulturelle Intoleranz) zu rechtfertigen. Der in der Sozialpsychologie als kognitive Dissonanz bezeichnete Gefühlszustand scheint jenes psychologische Schlüsselmoment zu sein, auf dem solche Ressentiments beruhen. Genau genommen stellt das Ressentiment eine Aktualisierung der oben erwähnten vertikalen Identitätsstruktur dar und fungiert damit als ein Ventil, über welches die überschüssige Aggressivität aus der Vergangenheit mobilisiert und in die Gegenwart befördert werden kann.

---

<sup>20</sup> Damit vollzieht sich eine Aktualisierung des archaischen Bedürfnisses, ›auf andere herabzusehen‹, vgl. Abschnitt IV.

Und ich muss hier vorausschicken: Kollektive Empfindungen, die ich in diesem Beitrag als das postkoloniale Ressentiment weiter spezifizieren möchte, haben seit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums vor mehr als einem Vierteljahrhundert keine reale Grundlage mehr. Deswegen lässt sich die Fortdauer dieses Ressentiments nicht anders erklären als durch eine Xenophobie, die auf elementare Signale der Andersartigkeit wie den Gebrauch einer bestimmten Sprache oder visuell erkennbare Codes kultureller Zugehörigkeiten reagiert. Ebendiese nicht ausreichend (oder fehlgeleitet, apologetisch) reflektierte xenophobe Reaktion ist die eigentliche Wurzel des Übels, von dem dieser Essay handelt. Fremd- und Feindbilder, die sich immer weiter verbreiten, sind ihre Produkte. Sie werden von den jeweiligen Trägern des Ressentiments als universelles (und effektives) Mittel eingesetzt, um die Verantwortung für eigenes Versagen anderen zuzuschieben.

## VII. Das postimperiale Ressentiment

Eine relativ junge Form des Ressentiments, die sich vor etwa drei Jahrzehnten zu formieren begann, ist für einen gewissen Teil der Bevölkerung im Osten und Süden der Ukraine kennzeichnend. Es handelt sich um das postimperiale Ressentiment, ein typisch (post-)traumatisches Syndrom, mit dem die Träger einer imperialen Mentalität ihre Deprivationsgefühle zum Ausdruck bringen, wenn ihr Imperium untergeht. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass die Auflösung der Sowjetunion, ihres vertrauten Wertesystems und ihrer festen sozialen Hierarchien für viele Menschen und insbesondere für die Angehörigen älterer Generationen (quer durch alle sozialen Schichten und nicht nur die gesellschaftlichen Eliten betreffend) in allen postsowjetischen Republiken ein Drama, eine Tragödie bedeutete. Der propagandistische Leitspruch von der ›größten geopolitischen Katastrophe des 20. Jahrhunderts‹, der in den 2000er Jahren aufkam, sprach Millionen von Menschen aus der Seele.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Das postimperiale Ressentiment lässt sich auf verschiedene Weise konzeptualisieren und rechtfertigen. Bereits im Herbst 1991, noch vor Unterzeichnung der »Vereinbarung zur Gründung der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten«, schrieb einer der politischen Ideologen der späten UdSSR, Anatolij Černjaev: »Die Krim [...] darf man nicht abgeben, das wäre eine Schmach fürs nationale Selbstbewusstsein Russlands. Denn sie ist die einzige ›ideelle‹ Stütze der russischen Politik« (»Крым ... Нельзя его отдать: это позор для национального самосознания России, а оно – единственная ›идейная‹ опора российской политики«). Anatolij Černjaev: 1991 god. *Dnevnik pomoščnika Prezidenta SSSR*, Moskva 1997, S. 996. Černjaev (1921–2017) war ein sowjetischer Historiker und Politiker, der seinerzeit als Berater für internationale Beziehungen des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, später des Präsidenten der UdSSR tätig war.

Die Träger des postimperialen Ressentiments assoziieren jede nationalistische antiimperiale Bewegung mit Chaos, Verderben und Entropie. Auf die äußerlichen Besonderheiten ihrer Kontrahenten, der Totengräber der imperialen Ordnung, reagieren sie gereizt. Beispiele aus der Bellettristik sind immer besonders aufschlussreich. »Sieh da – die Kleinrussen in ihren Wyschywankas / Du fragst mich, was sie schnattern? / Wahrscheinlich irgendeinen Scheiß«,<sup>22</sup> heißt es 2006 in einem Gedicht des russischsprachigen Autors Stanislav Minakov aus Charkow, eines scharfen Kritikers des politischen Kurses der Kiewer Regierung. Insgesamt ist das Gedicht in einem ironischen, episch distanzierten Ton gehalten: Die Szene spielt in einem Krimer Café, in dem das lyrische Ich von Vertretern aller Regionen des Sowjetreichs umgeben ist. Die Intonation wirkt durchaus authentisch, allerdings negativ und demonstrativ ›nicht politisch korrekt‹. Die Wyschywanka ist ein mit traditionellen Mustern besticktes ukrainisches Trachtenhemd, »Kleinrussen« ein altes koloniales Exonym für Ukrainer (Bewohner der Malorossija, ›Kleinrusslands‹, das heißt des südwestlichen Randes des Russischen Imperiums). Erzählen können sie nach Ansicht des Autors nur Müll, Quatsch, und zwar gemeinen, boshaften Quatsch: denn ungefähr das ist die Bedeutung des Schimpfwortes in diesem Zitat.

Werte- und Normvorstellungen wirken beim postimperialen Ressentiment aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, und zwar aus einer mit mehr oder weniger Phantasie rekonstruierten, mythologisierten Vergangenheit, die man trotzdem unbedingt ›wiederbeleben‹ zu müssen meint. Dementsprechend erhält die Gegenwart selbst mythische Züge: Während die Wunschbilder für Realität ausgegeben werden, bleiben manifeste Fakten ausgeblendet.

Eine perfekte Illustration des postimperialen Ressentiments in dessen postsowjetischer Variante ist das Versprechen eines russischen Gangsters aus dem Spielfilm *Der Bruder 2* (Brat 2, 2000) von Aleksej Balabanov, der einen ukrainischen Gangster mit den Worten »Und für Sewastopol werdet ihr noch büßen!« ins Jenseits befördert.

Das Ressentiment, das kollektive Unbewusste, kann im reflektierten künstlerischen Schaffensprozess manchmal auf verblüffend kreative Weise integriert und in ästhetische Konstrukte verwandelt werden, die es seiner (geo)politischen Botschaft entkleiden. So wirft Marija Stepanova – eine russische Dichterin und Protagonistin europäischen Denkens – in ihrem bekanntesten Gedicht *Warum habt ihr den Boden getränkt / Mit euren*

<sup>22</sup> Stanislav Minakov: »Kafe ›Tretij Rim‹. Zimnij večer v Jalte«, *Poezia.ru*, 06.05.2006, <https://poezia.ru/works/44584> (20.05.2018): »Видишь – в вишиванках малороссы. / Ты спрашиваешь, что они несут? / Скорей всего, херню«.



*Gegengefühlen?* (Začem vy napoili počvu / Protivočuvstviem svoim?) aus dem Jahr 2011 die ›historisch-geographische‹ Frage auf: »Warum habt ihr uns die Krim / wie eine Spenderniere amputiert?«<sup>23</sup> Diese Frage ist selbstverständlich rhetorisch gemeint und bedeutet keinen Aufruf zur Rückgabe der Halbinsel, sondern leitet eine poetische Reflexion darüber ein, wie stark bestimmte Topoi gewisse destruktive ›postimperiale‹ Gefühle evozieren.

Und noch ein abschließender Gedanke über diesen Modus des Ressentiments: Für seine Träger stellt die Ukraine kein souveränes Land und überhaupt keine separat von Russland – ihrer Metropole und ihrer Matrix – denkbare Entität dar. Die Quintessenz dieses Denkens hat mein Krimer Landsmann Viktor Zuev in seinem neuen Buch mit dem sprechenden Titel *Das Experiment ›Ukraine‹. Ein jahrhundertlanges Missverständnis* zum Ausdruck gebracht, in dem er diese als »künstlichen Staat« und als ein »historisches Missverständnis« charakterisiert.<sup>24</sup>

## VIII. Das postkoloniale Ressentiment

Der postimperiale Modus des Ressentiments hat in der Ukraine einen Gegenspieler, der ebenfalls weit verbreitet ist. Es ist das postkoloniale Ressentiment (oder noch genauer formuliert: ein ›konserviertes antikonkoloniales‹ Ressentiment). Die psychologischen Grundlagen, auf denen es beruht, sind ausgesprochen langlebig und zäh. Deswegen werden hier die antikonkolonialen Feindbilder weiter gepflegt, obwohl das koloniale System selbst nicht mehr existiert. Es handelt sich um eine Art Phantomschmerz, den man als Tradition und Eigenwert kultiviert. Das postkoloniale Ressentiment ist vom heroischen Pathos des Widerstands durchdrungen und mit dem kulturellen Gedächtnis verbunden, der sorgsam gehüteten Erinnerung an die russische Imperialmacht, unter der die ukrainische Kultur auf verschiedene Weisen diskriminiert wurde (u. a. hat es nach einem Ukas des Zaren zeitweise Beschränkungen bei der Verwendung des Ukrainischen bzw., wie es damals hieß, der ›kleinrussischen Mundart‹ gegeben). Dieses Erinnerungsmuster hat sich später auf die Erben des Zarenreiches, die Sowjetunion und die Russische Föderation, übertragen. Auch diesbezüglich sind belletristische Zeugnisse ein ausgesprochen aufschlussreiches Material.

<sup>23</sup> Marija Stepanova: »Začem vy napoili počvu...«, in: *Znamija* 1 (2011), <http://magazines.russ.ru/znamia/2011/1/st1.html> (20.05.2018): »Зачем, как донорскую почку, / От нас вы отделили Крым?«

<sup>24</sup> Viktor Zuev: *Experiment ›Ukraine‹. Nedorazumenie dlinoju v stoletie*, Moskva 2018.

Der Prosaschriftsteller und Lyriker Jurij Andruchovič ist der vermutlich prominenteste ukrainische Intellektuelle der letzten 20 Jahre. Ich bin ein Bewunderer seiner Prosa und Essayistik und verwende sehr gerne Zitate aus seinen Werken, sowohl in meinen eigenen Texten als auch im Alltag. Aus seiner Feder stammt auch eines der markantesten Beispiele literarisch-künstlerischer Aneignung des postkolonialen Ressentiments, und zwar sein berühmter Roman *Moscoviada* (1992), ein Werk voller Ironie und Groteske. Dort beschreibt Andruchovič aus der Perspektive eines nationalistisch gesinnten ukrainischen Dichters namens Otto von F., wie sich der anthropologische Typus des Ukrainers im Laufe der vergangenen Jahrhunderte gewandelt habe, weil er mit den ›Großrussen‹ (›Welikorossen‹) – ein hier ironisch verwendetes Antonym zu den ›Kleinrussen‹ (›Malorossen‹) –, das heißt den Angehörigen ›Großrusslands‹, zu eng in Berührung gekommen sei:

In den vergangenen dreihundert Jahren sind wir diesen strengen Nordmenschenn sehr ähnlich geworden. Aus irgendeinem Grund kamen andere Ukrainer auf die Welt – schweinsäugig, mit ausdruckslosen runden Fratzen und farblosem, wie fürs Ausfallen geschaffenem Haar. Der natürliche Wunsch, sich so schnell wie möglich in Großrussen zu verwandeln, hat gewisse Mutationen ausgelöst.<sup>25</sup>

Hier begegnet uns schon wieder die ›gereizte‹ Wahrnehmung der äußerlichen Besonderheiten der Opponenten, die im Zusammenhang mit dem postimperialen Ressentiment bereits beschrieben wurde. So schafft die zitierte Passage eine (gewollte?) Allusion auf das rassistische Klischee vom ›russischen Schwein‹. Dieses Klischee schrieb die Sowjetfolklore der Nachkriegszeit den Nazis zu, welche die Bewohner der besetzten Gebiete der UdSSR so bezeichnet haben sollen. Der Moskauer Literaturkritiker Andrej Urickij hat gleich nach dem Erscheinen des Buches in russischer Übersetzung bereits darauf hingewiesen, dass hinter dieser Romanepisode ein emotionaler Impetus des Hasses steht, der auf die spiegelbildlichen und gleichermaßen mythologisierenden Stereotype des postimperialen Ressentiments als Kontrastfolie zurückgreife.

<sup>25</sup> Juri Andruchowytš: *Moscoviada*. Roman, aus d. Ukr. von Sabine Stöhr, Frankfurt a. M. 2006, S. 61; Jurij Andruchovyč: *Moskoviada. Roman žachiv* (1992), Ivano-Frankiv's'k 2000: »За останні триста років ми досить уподібнолися до цих суворих північан. Чомуś почали народжуватись інші українці – свиноокі, з невиразно заокругленими пиццями, з безбарвним волоссям, яке існує тільки для того, щоб вилазити. Вочевидь, природне бажання наших предків якомога швидше випнутися у великороси призвело до певних пристосуванчих мутацій.«

Hier gibt es keinen Platz für Ironie mehr, da spricht ein tiefsitzender Groll. Im Gegenzug möchte man an das im Massenbewusstsein verwurzelte Klischeebild des Ukrainers denken, an den Chochol, den Speckfresser, und ihm einen strohblonden, blauäugigen und heiteren Jüngling gegenüberstellen ... Aber der Punkt ist, dass diese Romanseite (glücklicherweise nur eine einzige) nicht Andruchovič selber und sogar nicht der Dichter von F. geschrieben hat. Diese Seite ist von der Großen Nationalen Idee geschrieben worden und wie jede nationale Idee nimmt sie bei der Suche nach einem Feind ihren Anfang.<sup>26</sup>

An dieser Stelle gebe ich das Wort dem in Lwow geborenen Igor' Klech, aus meiner Sicht einem der besten russischsprachigen Prosaschriftsteller und Essayisten der Gegenwart:

[S]ieben Jahrhunderte lang wurde hier die einheimische Bevölkerung als Menschen zweiter Klasse behandelt, und das ist etwas, was Menschen am wenigsten ertragen, etwas, wofür sie, sobald sie als historische Subjekte erwachen, sich wahllos rächen. Denn es stimmt doch, dass jemand die Ševčenko-Abende verboten hat (und selbst die Silvesterfeier im Stadtzentrum, damit keiner auf die Idee komme, Koljadka-Lieder zu singen!), dass jemand die Unierten in den Untergrund gedrängt hat.<sup>27</sup>

Eines der unter kulturologischen und anthropologischen Gesichtspunkten interessantesten Textbeispiele für das postkoloniale Ressentiment ist das bekannte Gedicht *Es entgleiten Minuten aus der Reuse meiner Kolonien* (*Nihilismus hoch zu Ross*) (*Vyslyzajut' chvylyny iz verši kolonij moič [Nigilizm na konja]*) von Sergej Pantjuk.<sup>28</sup> Das Gedicht spielt mit Paradoxien, hat zum Teil sogar eine Tendenz zum Absurden. Der Sinnzusammenhang zwischen einzelnen Strophen zerfällt und die letzte Zeile

<sup>26</sup> Andrej Urickij: »Jurij Andruchovič. Moskoviada«, in: *Znamja* 12 (2001), <http://magazines.russ.ru/znamia/2001/12/uritski.html> (20.05.2018): »Здесь уже нет места иронии, это говорит суровая злоба. И в ответ хочется припомнить укорененный в массовом сознании образ украинца, хохла, салоеда и противопоставить ему русовололого и голубоглазого светлого отрока... Но дело в том, что эту страничку (одну, к счастью, одну-единственную страничку) написал не Андрухович и даже не фон Ф., ее написала Великая Национальная Идея, а любая национальная идея начинается с поиска врага.« »Chochol ist die Bezeichnung für den traditionellen Haarschopf der Kosaken, seit dem 19. Jahrhundert wird der Begriff im Russischen vermehrt pejorativ verwendet und ist in dieser Bedeutung heute noch präsent (Anm. der Herausgeber).

<sup>27</sup> Igor' Klech: »t<sup>0</sup> karta Galicii (Pis' mo iz Jaseneva)«, *Russkij Žurnal*, 22.12.1998, <http://old.russ.ru/journal/okrest/98-12-22/klekh.htm> (20.05.2018): »[Н]а протяжении семи веков коренное население находилось здесь в положении людей второго сорта, – чего люди не выносят более всего на свете, за что, просыпаясь к исторической жизни, мстят без разбору. Ведь кто-то запрещал же здесь проведение шевченковских вечеров (даже новогоднюю елку в центре города, чтоб не пели колядок!), кто-то загонял униатов в подполье.« Als »Koljadki« wird das rituelle Weihnachtssingen bezeichnet, wie es unter allen slavischen Völkern einschließlich der Ukraine verbreitet ist. Mit »Unierten« sind hier die Anhänger der katholischen (unierten) Ostkirche gemeint (Anm. der Herausgeber).

<sup>28</sup> Sergej Pantjuk: »Nigilizm na konja«, *Žinka Ukrainka*, 08.01.2015, <https://ukrainka.org.ua/node/5274> (20.05.2018).

erinnert verblüffenderweise an einen politischen Slogan: »Und vor Durst wird der letzte Moskal in Sewastopol verrecken.« ›Zagnut'sja‹ (verrecken) bedeutet auf Russisch und Ukrainisch umgangssprachlich ›Sterben aufgrund bestimmter Ursachen‹; ›Moskal‹ (vom Toponym ›Moskau‹) ist ein expressives ukrainisches Exonym mit negativen antikolonialen Konnotationen, das ursprünglich Soldaten der Zarenarmee bezeichnete, heute aber allgemein für die Einwohner Russlands und teils auch für die russischsprachigen Ukrainer verwendet wird, um sie als Fremde zu stigmatisieren. Innerhalb eines anspruchsvollen Gedichtes, das sich ethisch neutral präsentiert und voller Archaismen und Anspielungen auf okkulte Sphären und sakrale Phänomene ist, klingt die Wendung vom ›letzten Moskale‹ nicht etwa wie ein Fluch oder Todeswunsch, sondern eher wie ein ritueller Bannspruch, oder einfach wie die ›Stimme des kollektiven Unbewussten‹.

Wobei man festhalten muss, dass der Autor seinen Kontrahenten aus Sewastopol als ›Moskal‹ beschimpft, obwohl der Text spätestens 2008 entstanden ist, noch bevor die Halbinsel von der Ukraine abgespalten wurde. So weist das mythische Weltbild des postimperialen Ressentiments verblüffende Gemeinsamkeiten mit demjenigen des postkolonialen Ressentiments auf, für das die Ukraine ebenfalls kein autonomes Selbst darstellt. Aus dessen Perspektive ist die Ukraine immer nur ein Objekt der verderblichen, erodierenden Einflussnahme seitens der Ex-Metropole, wodurch sie mit dieser unzertrennlich verbunden bleibt. Und eine der Agentinnen dieser schädlichen Einflussnahme ist die russischsprachige Bevölkerung der Ukraine, die dem Mythos nach grundsätzlich enger mit Russland verbunden ist als mit der Ukraine und daher als seine fünfte Kolonne gilt. Ein Sewastopol-Bewohner ist aus dieser Perspektive beispielsweise – wie das zitierte Gedicht von Pantjuk vor Augen führt – per se ein unversöhnlicher Feind und Schädling.

Es stellt sich also heraus, dass das Ressentiment, dieses chronisch ›gewohnte Trauma‹, keiner objektivierbaren Begründung aus der Lebenswirklichkeit mehr bedarf, um sich in seiner halblatenten Form beliebig lange fortpflanzen zu können. Das Ressentiment blüht aber in doppelter Stärke auf, wenn es auf einen fruchtbaren Nährboden aus negativen Emotionen und Spannungen aller Art trifft. Deswegen ist für die Träger des Ressentiments eine Situation wünschenswert, in der der frühere Unterdrücker erneut in dieser Rolle auftritt, das heißt in Gestalt eines ›wiederbelebten objektiven Grundes‹. So wird der frühere Unterdrücker zu Handlungen provoziert, die sich als koloniale Expansion interpretieren lassen. Es ist bezeichnend, dass viele ›proukrainische‹ Kriegstreiber die Beteiligung Russlands am Konflikt im Donbass nicht etwa mit der

Absicht Russlands erklären, eine Pufferzone gegenüber dem Westen zu schaffen, sondern damit, dass es sich, wie im Fall der Krim, ukrainische Gebiete einverleiben wolle.

## IX. Das ›antikoloniale‹ Ressentiment

Über diese beiden (gegenläufigen und dennoch synergetisch zusammenwirkenden) Modi des Ressentiments hinaus birgt der Ukraine-Konflikt einen weiteren wirkungsmächtigen Faktor in sich. Die asymmetrische Politik der Kiewer Regierung gegenüber den beiden größten Bevölkerungsgruppen des Landes hat dazu geführt, dass sich seit der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine bei ihren russischsprachigen Bürgern und Bürgerinnen ein agonales Verhaltensstereotyp herausgebildet hat, das man als einen eigenständigen Modus des Ressentiments beschreiben kann. Dieser neue Modus ließe sich als ›antikolonial‹ im engeren Sinne definieren, da er im Unterschied zum postkolonialen Modus nicht bloß auf kollektiver Erinnerung beruht, sondern sich aus der realen Gegenwartssituation speist. Vorläufig vermag ich diesen Ausdruck aber nicht ohne Anführungszeichen zu verwenden, da ernstzunehmende Untersuchungen hierzu bislang fehlen.

Alexander Etkind hat instruktive Studien zur Autokolonisierung Russlands vorgelegt,<sup>29</sup> und es stellt sich die Frage, ob es nicht auch angemessen wäre, im Hinblick auf die Prozesse innerhalb der Ukraine von ›kolonialen‹ Verhältnissen zu sprechen. Es lohnt sich, diesbezüglich an die immer wieder zitierte und kontrovers interpretierte Äußerung des berühmten sowjetischen Menschenrechtlers Andrej Sacharow zu erinnern, der 1989 schrieb:

Der Stalinismus hat uns als Erbe ein imperiales System mit imperialer Ideologie und einer imperialen Politik des ›Teile und herrsche‹ hinterlassen, ein System der Unterdrückung kleiner Republiken und kleiner nationaler Gebilde, die ihren jeweiligen Unionsrepubliken angehörten, welche sich auf diese Weise selbst in Imperien kleineren Formats verwandelten.<sup>30</sup>

<sup>29</sup> Vgl. Alexander Etkind: *Internal Colonization. Russia's Imperial Experience*, Cambridge 2011.

<sup>30</sup> Andrej Sacharow: »Stepen' svobody«, Interv'ju Grigoriju Citrinjaku, Juni 1989, [http://www.sacharov-archive.ru/Raboty/Rabot\\_68.html](http://www.sacharov-archive.ru/Raboty/Rabot_68.html) (20.05.2018): »Мы получили в наследство от сталинизма имперскую систему с имперской идеологией, с имперской политикой ›разделяй и властвуй‹. Систему угнетения малых республик и малых национальных образований, входящих в состав союзных республик, которые таким образом сами превращались в империи меньшего масштаба.«

Heute müssen wir uns leider eingestehen, dass dieses System der Reproduktion und Vervielfältigung der imperialen Matrix durch ihre eigenen (ehemaligen) Einzelteile in der Ukraine bittere Realität geworden ist. Ebendieses psychosoziale Phänomen (das ›antikoloniale‹ Ressentiment) stand beispielsweise hinter der im Abschnitt II geschilderten Episode mit meinen Ex-Kollegen während des Literaturfestivals *Barrikade auf Tuzla*. Und auch bei der Referendumsentscheidung auf der Krim im Jahr 2014 hat es eine ausschlaggebende Rolle gespielt.

Die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Krim-Referendums wird im vorliegenden Beitrag nicht erörtert, und zwar nicht deshalb nicht, weil die Antwort für die jeweilige Partei ohnehin schon feststeht und jeder Versuch, die andere Seite umzustimmen, sinnlos wäre, sondern weil die Fixierung darauf von der Grundfrage nach den tieferen Ursachen des Geschehenen wegführen würde. Es ist nicht mein Ziel, eine juristische Bewertung des einen oder anderen Ereignisses abzugeben. Stattdessen gilt es, die inneren Mechanismen und Logiken hinter den Ereignissen freizulegen.

Auf welchen Triebkräften das beschriebene Phänomen beruht, lässt sich anschaulich anhand der leidenschaftlichen Stellungnahme eines alten Freunds von mir, des Krimer Dichters Andrej Poljakov, illustrieren, der vor zehn Jahren in einem Essay schrieb: »Wenn das Wort ›Patriotismus‹ für mich eine Bedeutung haben soll, in der ich es verwenden kann, ohne mich dafür schämen zu müssen, dann ist das der utopische Patriotismus meiner Sprache und meiner Krim – meiner verunglimpften, bedrängten und halbverbotenen Sprache und meiner verunglimpften, erniedrigten und verratenen Halbinsel.«<sup>31</sup> Poljakov hat sich auch an anderer Stelle zu dem Phänomen geäußert, wobei ihm manche auch ein ›postimperiales Ressentiment‹ vorgeworfen haben.<sup>32</sup> Und in der Tat: Verschiedene Modi des Ressentiments können sich vermischen (sodass es schwerfällt, sie auseinanderzuhalten) und ineinander übergehen.

<sup>31</sup> Andrej Poljakov: »Poët v provincii. Ėsse«, in: *Nezavisimaja Gazeta*, 16.10.1998.

<sup>32</sup> Eine ausführliche, aber weniger emotionale Darstellung des Phänomens und seiner Ursachen (allerdings nicht unter Verwendung der hier eingeführten Termini ›Ressentiment‹ und ›antikolonial‹) findet sich bspw. in einem aufsehenerregenden Interview Poljakovs bei *Colta.ru*, einem der besten kulturpolitischen Onlineprojekte in russischer Sprache. Vgl. Andrej Poljakov: »Ja ne znaju, čto takoe byt' russkim«, Interv'ju Glebu Morevu, *Colta.ru*, 29.05.2014, <http://www.colta.ru/articles/literature/3386> (20.05.2018).

## X. Der Zusammenbruch der eurozentrischen Utopie

In der Geschichte der postsowjetischen Ukraine gibt es einen Wendepunkt, ein Schlüsselereignis, das meines Erachtens wesentlich dazu beigetragen hat, dass das postkoloniale Ressentiment zu einem bestimmenden Faktor in der Entwicklung des Landes werden konnte. Dies war der Abbruch des groß angelegten Projekts zur Krim-Entwicklung, das Evgenij Saburov, ein herausragender russischer Ökonom und Schriftsteller aus Jalta, 1994 in die Wege geleitet hatte. Initiiert wurde das Vorhaben vom damaligen Präsidenten der Krimer Republik, Jurij Meškov, der dem in Moskau lebenden Saburov den Posten des Regierungschefs angeboten hatte, weil er mit dessen Unterstützung seiner separatistischen Politik (›Kurs in Richtung Annäherung an Russland bis hin zum endgültigen Anschluss‹) rechnete.

Diese Erwartungen wurden von Saburov allerdings nicht erfüllt. Ganz im Gegenteil: Der liberal gesinnte Antikommunist und überzeugte ›Westler‹ trat für den Erhalt der Halbinsel innerhalb des ukrainischen Staates ein. Schon während der ersten sechs Monate seiner Amtszeit war es dem begnadeten Ökonomen gelungen, die Wirtschaftssituation in der Region deutlich zu verbessern und eine an westlichen Vorbildern orientierte Rechtsreform durchzusetzen. Ich erinnere mich, wie mir bekannte Geschäftsleute aus dem Unternehmerverband von Kertsch mit größter Begeisterung davon vorschwärmten, dass sich die Krim allmählich in eine ›ukrainische Schweiz‹ verwandle.

Das Saburov'sche Projekt war nach meiner Kenntnis die einzige staatliche Initiative in der Ukraine, die bei dem Umbau sozioökonomischer Strukturen nach europäischen Prinzipien den Worten endlich Taten folgen ließ. Und es liegt auf der Hand, dass das Weltbild des postkolonialen Ressentiments damit auf den Kopf gestellt wurde. Wenn es gelungen wäre, unter der Leitung eines Bürgers der Russischen Föderation<sup>33</sup> aus der russischsprachigen Krim einen ökonomischen Vorposten und ein Vorzeigeobjekt der Ukraine – und faktisch ihre ›westlichste‹, am stärksten ›europäisierte‹ Region – werden zu lassen, dann hätte dieser Erfolg die ganzen Märchen über die bösen ›Moskali‹ entwaffnet und zerstört.

Vermutlich war das der Grund, warum die Kiewer Regierung den loyalen Regionalchef nicht unterstützt und seinen Weggang am Höhepunkt seines Erfolgs zugelassen hat. Es mag aber auch andre Gründe

<sup>33</sup> Ein sprechendes Detail: Während seiner ›Krimer‹ Karriere hat Saburov die ukrainische Staatsangehörigkeit erhalten, ohne den russischen Pass abgeben zu müssen (obwohl das ukrainische Recht die doppelte Staatsangehörigkeit nicht zulässt), und war – bis zu seinem Tod im Jahr 2009 in Moskau wohnhaft – stolz darauf, sie beibehalten zu dürfen.

gegeben haben. Auch die Sorge um das Wohl der Ukraine schließe ich als Motivation dahinter nicht aus.<sup>34</sup> Wie dem auch sei, Saburov verließ seinen Posten schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1994, und alle Errungenschaften sind durch seine Nachfolger bald wieder zunichtegemacht worden.

Vor diesem Hintergrund vermute ich, dass die Bewegung hin zu Europa, begriffen als innere Arbeit an der Europäisierung des öffentlichen Bewusstseins, abgesehen von wenigen Ausnahmen,<sup>35</sup> von Anfang an kein wirklich wegweisendes Ziel der ukrainischen Politik gewesen ist – und das ungeachtet aller eurozentrischen Verlautbarungen seitens der Kiewer Machthaber. So gesehen erscheint das Saburov'sche Projekt als eine naive Utopie, deren Scheitern vorprogrammiert war. Mehr noch: Es ist nicht auszuschließen, dass die staatliche Offensive gegen die russischsprachige Kultur ursprünglich dadurch ins Rollen kam, dass die Krim-Region bei der Annäherung des Landes an Europa eine Führungsrolle zu übernehmen drohte und dies in Kiew als gefährlich wahrgenommen wurde. Diese möglichen Zusammenhänge aufzuklären, ist eine große und wichtige Herausforderung, die den Historikerinnen und Historikern einer – hoffentlich nicht allzu fernen – Zukunft vorbehalten ist.

## XI. Szenarien für die Ukraine.

### Die erste Möglichkeit: europäisch und humanistisch

Um zu klären, was hätte getan werden können, um die ukrainische Katastrophe abzuwenden (und möglicherweise noch getan werden kann, um ihre Folgen zu überwinden), lohnt sich ein Gedankenexperiment: Man stelle sich vor und vergleiche zwei ›Szenarien eines kollektiven historischen Schicksals‹ für die Ukraine seit dem Zerfall der Sowjetunion. Die Akteure sind in beiden Fällen dieselben: Es ist die nationale Elite – die politische

<sup>34</sup> Saburov selbst, der sich daraufhin jahrelang loyal gegenüber der ukrainischen Führung verhielt, hat den eigenen Rücktritt im Nachhinein in politisch korrekter Weise erklärt: Schuld seien seine Konflikte mit Meškov, ukrainische Medien und die Weltöffentlichkeit, die seine Tätigkeit als Teil eines prorussischen ›imperialistischen Projekts‹ missinterpretiert hätten, sowie die Distanzierung seitens der Führung der Russischen Föderation, die nichts getan hätte, um diese Missdeutung zu widerlegen. Vgl. Evgenij Saburov: »Krymskaja Svejcarija i Krymskaja Sicilija«, Interv'ju Igorju Sidu, in: *So-Obščenie* 2 (2005), [http://litternet.1gb.ru/=/Sid/conversations/sid\\_soob2005-02\\_saburov\\_krym.htm](http://litternet.1gb.ru/=/Sid/conversations/sid_soob2005-02_saburov_krym.htm) (20.05.2018).

<sup>35</sup> Eine solche Ausnahme dürfte zumindest bei einem Teil des Regierungsteams des Präsidenten Kučma vermutet werden, so paradox sich diese Einschätzung auch für diejenigen anhören mag, die dessen Rücktritt gefordert haben. Allerdings fehlen mir hierfür eindeutige Belege.



(Staatsmacht) und die intellektuelle (Meinungsführerschaft) –, die an den Wendepunkten historischer Entwicklung die Verantwortung trägt.

Betrachten wir zuerst das Szenario, das für die Verwirklichung jenes humanistischen Projekts optimal gewesen wäre, welches sich die ukrainischen Intellektuellen und Politikern ganz zu Beginn der Unabhängigkeit auf ihre Fahnen schrieben. Die ›europäische Orientierung‹, das Hauptschlagwort dieses Projekts, fasse ich in erster Linie nicht als eine geopolitische Entscheidung auf (schnellstmöglich und um jeden Preis EU-Mitglied zu werden), sondern als grundsätzliche Bereitschaft, sich geduldig der filigranen Arbeit an der allmählichen Vervollkommnung der nationalen Mentalität zu widmen, deren Richtungsziel und Fluchtpunkt etwas ist, was man gemeinhin als europäisches Denken bezeichnet.

Das zentrale Rüstzeug und die Voraussetzung für die Verwirklichung des ersten Szenarios ist die europäische Schlüsselidee der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, unabhängig von Abstammung und sozialer, religiöser, politischer oder sonstiger Zugehörigkeit. Das bedeutet aber in letzter Konsequenz eine Umformatierung der faktisch vorherrschenden hierarchisch-vertikal strukturierten Identität hin zu einer horizontalen Identität. Es ist nur eine einzige Möglichkeit denkbar, dieses Szenario zu realisieren: Die ukrainische Gesellschaft müsste das Ressentiment, welches in seinen beiden hiesigen Modi, dem postimperialen und dem postkolonialen, um sich greift, überwinden. Welche Schritte wären auf diesem Wege zu unternehmen?

Erstens: Die Beseitigung der sprachlich-kulturellen Diskriminierung aus der Rechtsprechung. Man verfährt am klügsten, wenn, wie im Fall der USA, bei der Ausformulierung der Verfassung auf die Festlegung einer Nationalsprache grundsätzlich verzichtet wird. Alternativ kann allen Sprachen, die die größten Bevölkerungsgruppen eines Landes sprechen (im vorliegenden Fall Ukrainisch, Russisch und Krimtatarisch), dieser Status verliehen werden. Der tiefere Sinn einer derartigen Regelung bestünde darin, dass die Gleichheit aller sprachlichen Kulturen festgeschrieben und die konzeptuelle Einheit des Landes gegenüber allen sozialpolitischen Gruppierungen und Kräften zum Ausdruck gebracht würde. Praktisch bedeutet dies ein Primat des allgemeinen Gleichheitsprinzips unter Beachtung kultureller Selbstbestimmungsrechte: des Rechts auf die freie Sprachauswahl in der Bildung, bei Amtsgeschäften usw.

Zweitens: Es wären großangelegte staatliche Programme erforderlich, die eine Dialogfähigkeit über kulturelle und sozialpolitische Fragen ausbauen sowie einen reflektierten Umgang mit diesen Fragen fördern und hochsensible Feedbackmechanismen sicherstellen würden. Die nationalen Eliten müssten sich in Selbstreflexion üben, sich ihrer eigenen kollektiven

Mythen bewusst werden und von falschen Vorstellungen und Vorurteilen befreien. Auch der in den Medien weiterhin weit verbreiteten ›Sprache des Hasses‹ müsste man sich annehmen.

Drittens: Ein solcher Umbau des Staates müsste Hand in Hand gehen mit einer anderen Kulturpolitik. Hier wäre es angebracht, positive Gegenbilder der jeweils ›anderen‹ Sprachgemeinschaften in der Bevölkerung zu kultivieren und diese in das Idealbild eines ukrainischen *Mitbürgers* zu integrieren. Die Bedeutung der Schriftsteller, Künstler und Musiker kann diesbezüglich gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ihre Tourneen und öffentlichen Auftritte müssten staatlich unterstützt werden. Wobei es hier nicht um ›Propaganda‹ geht, sondern um die Schaffung von Rahmenbedingungen für die wechselseitige Öffnung und Dialogbereitschaft zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Hierzu bedürfte es Hunderter von Projekten dieser Art. Mir sind jedoch leider nur zwei solche Großprojekte im literarischen Bereich bekannt.

Das ist zum einen das Literaturfestival *Die letzte Barrikade*, das der ›orange‹ Politiker Oles' Donij und der bekannte ukrainische Dichter Serhij Žadan im Tandem organisierten. Sie traten in verschiedenen Städten des Landes unter Beteiligung anderer Dichter und Liedermacher auf, die auf Ukrainisch, Weißrussisch und manchmal auf Russisch schreiben. Teil dieses Projekts war auch das erwähnte Festival *Barrikade auf Tuzla* (das ich 2008 mitorganisiert habe), zu dem auch eine ganze Reihe krimtatarischer Lyriker eingeladen wurde. Diesem Projekt lag ein attraktives Konzept zugrunde. Es ging um die einzigartige Geschichte der anarchistischen Bewegung auf ukrainischem Gebiet.<sup>36</sup> Zum anderen ist es das seit 2006 in der Hauptstadt von Aleksander Kabanov veranstaltete Literaturfestival *Kiewer Lorbeeren*, dessen Schwerpunkt von Anfang an auf russischsprachiger Lyrik lag, und zwar sowohl aus der Ukraine als auch aus der Russischen Föderation, die die meisten Teilnehmenden stellte.<sup>37</sup> Das quantitative Verhältnis beider Literaturen hat sich im Laufe der Zeit ausgeglichen und das Festival war vom Geist der Gleichheit beider sprachlichen Kulturen beherrscht.<sup>38</sup>

<sup>36</sup> Zwar mögen manche provokativen und Retro-Elemente – wie schwarze Standarten oder ein altes, auf die Bühne gerolltes Maschinengewehr – in der Aufmachung der Veranstaltung auf einen unvorbereiteten Zuschauer befremdlich gewirkt haben. Doch als Zuschauer und Mitveranstalter eines Festivals unter diesem Titel kann ich versichern: Das Projekt verbreitete keine aggressive Stimmung. Vielmehr atmete es den Geist eines positiven nationalen Schöpfertums.

<sup>37</sup> Auch hier darf ich, um Missverständnissen vorzubeugen, als Projektteilnehmer bezeugen, dass von der Literatur in russischer Sprache, die Gegenwartslyrik eingeschlossen, keinerlei Gefahr für die ukrainischsprachige Kultur der Ukraine ausgeht.

<sup>38</sup> Darin bestand meiner Auffassung nach sein wichtigster Unterschied zum Festival *Letze Barrikade*, zu dem hauptsächlich russischsprachige Autorinnen und Autoren aus Russland

Als Zwischenfazit meines Gedankenexperiments lässt sich festhalten: Beim ersten Szenario für die Weiterentwicklung der Ukraine heißt das Zielprodukt ›ein neuer Mensch‹: ›neue‹ Ukrainer als Europäer– ganz unabhängig davon, welche Sprache sie sprechen. Um dieses Ziel zu erreichen, wird es mehr als eine Generation brauchen. Hier sind Geduld und Beharrlichkeit vonnöten. Es versteht sich von selbst, dass ein solches Land und eine solche Gesellschaft durch keine Propaganda von außen mehr gespalten werden kann. Aber es gibt noch einen weiteren wichtigen Punkt. Eine Vereinigung mit Europa sollte von der Mehrheit der ukrainischen Bevölkerung freiwillig befürwortet werden. Solange das aber noch nicht der Fall ist, sollten diejenigen Bürgerinnen und Bürger der Ukraine, die bereits europäisch denken, nicht darauf bestehen, dass das Land auf Biegen und Brechen der EU beitritt. Leider habe ich all die Jahre genau das Gegenteil beobachten müssen: Die einen haben kategorisch zu einer Annäherung ausschließlich an Europa, die anderen ausschließlich an Russland aufgerufen. In beiden Fällen wären Repression und Bevormundung einer großen Zahl von Andersdenkenden die logische Konsequenz. Da wird man unwillkürlich an den Geist der Entkulakisierung und Zwangskollektivierung der 1930er Jahre in der UdSSR erinnert. Und so kommen in dieser unerbittlichen Verhärtung der Fronten in der Ukraine Züge eines stalinistischen Denkens zum Ausdruck, die wir seltsamerweise immer erst dann bemerken und kritisieren, wenn es um Russland geht.

## XII. Szenarien für die Ukraine.

### Die zweite Möglichkeit: der ›reflexhafte‹ Opferdiskurs

Wie sich heute zeigt, hat sich die Ukraine in eine ganz andere Richtung, in ganz andere semantische Räume bewegt als das oben unter den Stichworten ›europäisch‹ und ›humanistisch‹ apostrophierte Wunschscenario. Das humanistische Konzept ist zwar deklariert, aber nicht realisiert worden. Betrachten wir daher nun jenen Weg, der seit der Unabhängigkeit tatsächlich begangen wurde – begangen mit dem bekannten Ergebnis: Das Land brach zuerst mental und dann physisch auseinander und blickt heute in eine schmerzlich ungewisse Zukunft.

Diese Entwicklung ist nur möglich geworden, weil nicht die europäische Idee, sondern die unterschiedlichen Modi des Ressentiments zum Leitmotiv im Denken und Handeln der ukrainischen Eliten avancierten.

Wer gerade an der Macht war – ›prowestliche‹ oder eher ›prorussische‹ Kräfte –, ist hierbei von nachrangiger Bedeutung, da beide Seiten jeweils die Ressentiments innerhalb der Gesellschaft stets in die Höhe trieben. Ob es hierbei Absprachen zwischen den Anführern der ›Opferseite‹ und der ›Täterseite‹ gegeben hat oder nicht, spielt im Grunde keine Rolle. Es mag durchaus sein, dass das synergetische Wechselspiel, auf das sich beide Konfliktparteien eingelassen haben, völlig ungewollt angefangen und immer weitergetrieben wurde: Ein ›Agreement des Unbewussten zweier Kollektive? – Die fatale Wirksamkeit dieses Wechselspiels hat darunter jedenfalls nicht gelitten.

Dieses zweite Szenario nenne ich jedoch nicht nur aufgrund eines solchen Verhaltens ›reflexhaftes‹ Ressentiment. Die Bezeichnung ›Reflex‹ im Sinne einer unreflektierten, gewohnheitsmäßigen Handlung trifft auch auf die vollkommene Ideen- und Tatenlosigkeit in Hinblick auf den Staatsaufbau und die politische Neugestaltung der Ukraine (bzw. auf die Sabotage entsprechender Ideen) zu. Das bedauernswerte Vereiteln des Saburov'schen Krim-Projekts habe ich schon erwähnt. Ein enger Freund von mir, der krimtatarische Maler Ismet Šejch-Zadë, stellte bereits im Vorfeld des Krim-Referendums in einem Interview mit der ukrainischen Zeitschrift *Fokus* fest:

Die Erschließung der Krim durch die Ukraine ist gescheitert. Um die Krim zu behalten, hätte sich die ukrainische Führung bemühen müssen, die russische Zivilisation besser zu verstehen, als es die Russen selbst tun. In Kiew hat man aber die Halbinsel nicht als einen geopolitischen, kulturellen Schnittpunkt behandelt, sondern wie eine Datscha. Eine der Gründe für dieses Scheitern war die mangelnde Kreativität. Ein provinzielles Denken. Ein pathologisches Bedürfnis, sich irgendjemandem anzuschließen. Ein Glaube, dass sich mit der Ukraine und ihren Problemen alle beschäftigen müssen außer den Ukrainern selbst: Die UNO, die USA, die NATO, die Russen.<sup>39</sup>

So entwickelte sich das Szenario zu einem Selbstläufer, in dem das System der Ressentiments alles regelte: Es entstand eine Gesellschaft, in der ein Teil diskriminiert und der andere privilegiert wird, dem privilegierten Teil aber, was entscheidend ist, die eigene Privilegierung nicht bewusst

<sup>39</sup> Michail Krigel': »Zdes' Rus'ju pachnet. Počemu Krym ušel ot Ukrainy«, *Fokus*, 24.03.2014, <https://focus.ua/society/300876/> (20.05.2018): »[О]своение Крыма Украиной провалено: – Чтобы Крым оставался с Украиной, украинским властям нужно было лучше, чем в России, пытаться понять русскую цивилизацию. Киев относился к полуострову не как к перекрёстку – геополитическому, культурному, а как к даче. В числе причин этого провала, по мнению Шейх-Задэ, – дефицит креативности. Провинциальное мышление. Патологическое желание быть при ком-то. Уверенность, что проблемами Украины должны заниматься все, кроме самих украинцев, – ООН, США, НАТО, Россия.«

wird, da er den diskriminierten Teil für hoffnungslos rückständig hält, sodass irgendwann zwangsläufig eine innere Polarisierung stattfindet.

Dieses Szenario zeichnet sich noch durch eine weitere wichtige Besonderheit aus. Es setzt sich aus zwei äußerlich sehr verschiedenen Perioden zusammen: einer langen, vorbereitenden, latenten Phase, in der die Eliten das gesellschaftlich tief verwurzelte Ressentiment provozieren und noch weiter anheizen, um die Spaltung der Gesellschaft zu vertiefen (*divide et impera!*), die Spaltung selbst aber noch nicht offensichtlich ist; und einer sich plötzlich entladenden akuten Phase, deren Eintritt aber sehr lange ausbleiben kann. Diese zweite, akute Phase wird in der Regel durch eine plötzliche Schwächung der Zentralmacht ausgelöst. Darüber hinaus ist für den Übergang zur akuten Phase die Existenz eines Nachbarlandes oder mehrerer Nachbarländer nötig, die bereit sind, sich militärisch einzumischen und eine der Konfliktparteien zu unterstützen. In dieser Beziehung hat die Ukraine zu hundert Prozent ›Glück‹ gehabt!

Für die Machteliten kann es unter Umständen auch nützlich sein, aktives Handeln in bestimmten Situationen ganz zu unterlassen. Wir wissen, dass es nach dem Sieg der Euromaidan-Bewegung nicht allein im Donezker und Luhansker Bezirk prorussische Demonstrationen gegeben hat, sondern auch in den Nachbarregionen. Dort konnten die Separatisten problemlos gestoppt werden.<sup>40</sup> Im Donbass hätte es genauso laufen können, gehört doch zu den Pflichten eines jeden Staates, seinem Selbsterhaltungswillen Ausdruck zu verleihen, und zwar auch durch die rechtmäßige Anwendung von Gewalt, wenn es sein muss. Es wäre möglich gewesen, einzugreifen, doch ist das in den beiden östlichen Bezirken nicht geschehen. Sie wurden sich selbst überlassen, und durch die russische Einmischung hat das Szenario zwangsläufig den ›offensichtlichen‹ Charakter eines Opferdiskurses angenommen.

Eine letzte wichtige Bedingung für die Realisierung des zweiten, reflexhaften Szenarios besteht schließlich darin, dass systematisch vorgetäuscht wird, das Land befinde sich in Wirklichkeit auf dem richtigen, humanistischen Weg. Wir übersehen die gesellschaftliche Diskriminierung nur zu gern, wenn nicht wir selbst von ihr betroffen sind, sondern unsere Opponenten, die wir ohnehin im Unrecht sehen.

---

<sup>40</sup> Es mag an dieser Stelle angebracht sein, aus einem Brief zu zitieren, den mir ein Dniprowsker Journalist nach der Lektüre des vorliegenden Manuskripts geschrieben hat: »Die Verdienste des Staates sind hier stark überschätzt. Als sich in Dnipropetrowsk die Lage ähnlich wie in Donezk zuzuspitzen begann, haben die lokalen Großunternehmer, unterstützt von kriminellen Kreisen, auf einem Krisentreffen beschlossen, die Unruhen zu unterbinden und Loyalität zu Kiew zu bewahren.«

Ich bin der Auffassung, dass die Überzeugung einer großen Mehrheit der ukrainischen intellektuellen Elite, der Staat und die Gesellschaft hätten sich all die Jahre auf dem richtigen Weg nach Europa befunden und die Diskriminierung sei ein probates europäisches Mittel der Politik, die eigentliche ›humanitäre Katastrophe‹ der Ukraine darstellt. Eben dieser Irrglaube ist vielmehr die Garantie dafür, dass die Zerstörung des Landes auch in der nächsten Zukunft weiter fortschreiten wird.

### XIII. Die Banalität des Ressentiments

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass heute in der Ukraine die verschiedenen Modi des Ressentiments auf ganzer Linie triumphieren. Insbesondere die Jahre 2016 und 2017 waren durch eine in ihrem Ausmaß beispiellose ideologische und administrativ-rechtliche Offensive gegen die russische Sprache gekennzeichnet. Überall hört man: »Wir befinden uns in einem Krieg mit russischer Beteiligung, deswegen muss die russische Sprache maximal entrechtet werden.« Mir hätte diese Schlussfolgerung eingeleuchtet, wenn ich mich nicht daran erinnern würde, dass bereits lange bevor der Konflikt ausbrach, dieselben Leute dieselben Aufrufe zur Diskriminierung tätigten. Der Krieg tobte in den Köpfen dieser Leute offenbar *schon immer*. Also darf man sich nicht darüber wundern, was heute geschieht.

Das ›postimperiale‹ und das ›antikoloniale‹ Ressentiment haben im einvernehmlichen Zusammenwirken die Krim nach Russland zurückgeführt. Das ›postkoloniale‹ Ressentiment hat die Krim und faktisch auch die Donbass-Region abgestoßen und aller Welt die expansionistischen Absichten Russlands vor Augen geführt. So hat dank des synergetischen Zusammenspiels der ›entgegengesetzten‹ Modi des Ressentiments jede der Parteien in einer bemerkenswerten Win-win-Situation ihr Wunschziel erreicht. Selbst die Weltbilder, die die unversöhnlich miteinander verfeindeten Parteien jeweils produzieren, sind einander zum Verwechseln ähnlich, auch wenn sie von diametral entgegengesetzten moralischen Standpunkten aus artikuliert werden.

Analog dazu nutzt auch der anhaltende Donbass-Konflikt beiden Parteien gleichermaßen (bzw. genauer gesagt: den Machthabern auf den beiden Seiten der Staatsgrenze). Die systematischen Verletzungen des Minsker Abkommens auf beiden Seiten sind dafür der beste Beweis. Russland gewinnt an seiner Grenze zum Westen, der zunehmend feindselig auftritt bzw. so wahrgenommen wird, eine unter seiner Kontrolle stehende Pufferzone. Dafür bekommt die ukrainische Führung

die Möglichkeit, das eigene Volk dauerhaft im Schmerzschockzustand zu halten und sich zugleich in den Augen der westlichen Öffentlichkeit eine moralische Carte blanche zu sichern. Beides erlaubt, die Menschen von wachsenden sozioökonomischen Problemen abzulenken und bei der Ukrainisierung der russischsprachigen Bevölkerung die Schrauben noch fester zu ziehen.

Dass die politischen und intellektuellen Eliten der heutigen Ukraine an einem Friedensprozess in der Donbass-Region und an einer Rückkehr der Krim kein wirkliches Interesse haben, ist offenkundig. Das bezeugen die provokativen Signale, die die Kiewer Machthaber regelmäßig an die Bevölkerung aussenden – etwa die Verkündigung, dass die ›Ukraine niemals eine Föderation sein werde‹. Nicht weniger bezeichnend ist die seltene Eintracht, mit der die ukrainischen Intellektuellen zu solchen Provokationen schweigen. Unterdessen schürt die Aussicht, dass sich die unitaristischen Tendenzen weiter verstärken werden und großen Teilen der Bevölkerung die gleiche kulturelle Schablone verpasst werden soll, potentiell eine weitere Eskalation der Proteste und Konflikte.

Exemplarisch hierfür sei eine Äußerung von Präsident Porošenko vom Februar 2015 zitiert, in der er die Bewohner Galiziens zur staatstragenden Bevölkerungsgruppe erklärte,<sup>41</sup> was zugleich eine ziemlich unverblühte Drohgebärde an den Osten und Süden der Ukraine darstellte und implizit etwa Folgendes ausdrückte: ›Ihr seid schlechtere, minderwertige Ukrainer! Und nicht ihr werdet über die Zukunft dieses Landes entscheiden.‹ So bizarr und unverhüllt diskriminierend sich eine solche Äußerung gerade angesichts der Doktrin der ›europäischen Orientierung‹ auch ausnehmen mag, sind solche oder ähnliche Bekundungen während der vergangenen Jahre noch von keinem einzigen ukrainischen Politiker oder Kulturschaffenden verurteilt worden.<sup>42</sup>

Dieses Beispiel mag genügen, um sich ein klares Bild davon zu machen, welche Gründe und Mechanismen sich hinter der gegenwärtigen Situation in der Ukraine verbergen und was das leidgeprüfte Land künftig noch erwarten mag. Und ich betone noch einmal: Dabei spielt es *keine große Rolle, welcher der synergetischen Modi des Ressentiments den ukrainischen Machthabern während der ersten latenten Phase des Opferszenarios jeweils als Instrument diente, um das Land zu spalten*. Entscheidend ist die Bereitschaft der Machthaber, den Staat, statt seine wirklichen Probleme

<sup>41</sup> Vgl. »Porošenko: Galičane – osnova hosudarctvennosti Ukrainy«, *Korrespondent.net*, 11.02.2015, <http://korrespondent.net/ukraine/politics/3478122-poroshenko-halychane-osnova-hosudarstvennosti-ukrainy> (20.05.2018).

<sup>42</sup> Und die Bewohner Galiziens haben offenbar nichts dagegen, den Status von Menschen erster Klasse einzunehmen, der sie über alle anderen erhebt.

angehen zu wollen, aktiv zu zerstören, indem sie einen Bevölkerungsteil unverhüllt diskriminieren und die zwischen den Regionen real gegebenen Unterschiede auf provokante Weise nivellieren. Darauf, dass diese Politik bereits in der Amtszeit des ersten ukrainischen Präsidenten Leonid Kravčuk begonnen wurde, machte bereits 1999 der bekannte russische Menschenrechtler, Gründer und Generaldirektor des russischen PEN-Zentrums Aleksander Tkačenko (1945–2007) aufmerksam:

Man kennt die Geschichte, wie die Krimtataren auf einem Treffen mit Kravčuk in Kiew von ihm mit den Worten empfangen wurden: ›Tataren? Welche Tataren!? Ihr seid Ukrainer.‹ Und das ist keine Anekdote. Das ist die Verfassungsnorm. Ich glaube, der Unitarismus wird die Ukraine zerreißen.<sup>43</sup>

Hätte die ukrainische Führung nicht den Westen des Landes, sondern seinen Osten mit Privilegien und moralischer Unterstützung gestärkt, nicht das postkoloniale, sondern das postimperiale Ressentiment begünstigt, hätte sie sich für eine Russifizierung der ukrainischsprachigen Bevölkerung entschieden, wäre das Ergebnis am Ende ungefähr das gleiche gewesen – mit dem Unterschied, dass die Abspaltungsforderungen dann aus dem Westen statt aus dem Osten gekommen wären. Das Land wäre aber genauso auseinandergerissen worden. Und die Medien hätten eine Intervention von außen genauso unisono beklagt – nur dass die Beschwerde dann statt den russischen Militärs und Milizen den ›Söldnern des Westens‹ gegolten hätte. In der ukrainischen Presse wurde ein solches Szenario tatsächlich eine Zeit lang ernsthaft diskutiert: die Abspaltung Galiziens, falls sich die Kiewer Zentralmacht prorussisch orientieren sollte.

Ich schildere an dieser Stelle abschließend noch eine kleine Episode, weil sie mir symptomatisch für die Gemengelage zu sein scheint. Im Dezember 2010 hatte die Munizipalität der Stadt Kertsch entschieden, die Hälfte aller Stadtbibliotheken zu schließen. Als ich von diesen barbarischen Plänen erfuhr, sandte ich einen Hilferuf an zwei befreundete ukrainischsprachige Journalistenkollegen aus Kiew, die sich speziell mit soziokulturellen Themen befassten. Da die lokalen Medien gegen den mächtigen Bürgermeister von Kertsch nichts hätten ausrichten können, sah ich in einer Publikation in der Zentralpresse die letzte Rettung. Der eine Kollege hat auf mein Notsignal gar nicht reagiert und den freundschaftlichen Kontakt, den wir bis dahin pflegten, danach abrupt abgebrochen.

<sup>43</sup> Tkačenko: »Кругм« (Anm. 2): »Известна история о том, как крымские татары, прибыв в Киев на встречу с Кравчуком, были встречены им следующими словами: ›Татары? Какие вы татары? Вы – украинцы.‹ И это – не байка, это конституционная норма. Мне кажется, что унитаризм разорвёт Украину.«



Der andere Kollege hat sich erst nach einer längeren Funkstille gemeldet: Er selbst habe damals keine Zeit gehabt und meine E-Mail deswegen an andere Journalisten weitergeleitet. Diese hätten sich jedoch nicht für das Thema interessiert. Bald darauf ist die Zahl der Stadtbibliotheken in der Tat halbiert worden. Diese Geschichte hinterließ bei mir einen schalen Nachgeschmack. Meinen einflussreichen Kollegen erschien es offenbar unter ihrer Würde (und ihrer Reputation in Kiew abträglich?), sich öffentlich für die russischsprachigen Bibliotheken auf der Krim einzusetzen.

Und das bringt mich auf folgende rhetorische Frage: Hat die Abspaltung der Krim von der Ukraine nicht zuerst auf einer subtileren Ebene – in den Köpfen und Herzen beispielsweise dieser meiner Kiewer Freunde – und erst später auf der harten Ebene der Politik stattgefunden? Hatte man nicht die Krim bewusst von sich gestoßen, indem man sie im Stich ließ und sich vor der Verantwortung für ihr Schicksal drückte?

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die eigentlichen Gründe dessen, was geschehen ist, in der ›latenten‹ Phase des Opferszenarios zu suchen sind: Die Spaltung geschah zuerst in den Köpfen und Herzen, durch eine systematische Zerstörung des innergesellschaftlichen Zusammenhalts, durch ständiges Anstacheln und Aufwiegeln der Bevölkerungsteile gegeneinander seitens der politischen und intellektuellen Eliten des Landes. Und irgendwann erreichten diese Spannungen ihren Höhepunkt und wurden zu einer regelrechten Einladung an den Aggressor von außen, sich einzumischen und das latente Übel auf die Weltbühne zu heben. Für die internen Akteure aber, die diese Katastrophe seit Langem schon unermüdlich vorbereitet hatten, bot die Aggression eine willkommene Gelegenheit, ihre eigene Verantwortung auf den äußeren Feind abzuwälzen.

#### XIV. Anlass zur Hoffnung

Zum Glück sind nicht alle ukrainischen Meinungsführer von Gefühlen des Ressentiments getrieben. Im Dezember 2014 erhielt der ukrainische Schriftsteller Serhij Žadan für seinen Roman *Woroschilowgrad* von BBC Ukrainian den Preis für das beste ukrainische Buch des Jahrzehnts. In seiner Dankesrede erklärte der Preisträger dem Publikum, dass »zur Teilnahme an diesem Wettbewerb auch Bücher in russischer Sprache zugelassen werden sollen. Da versteinerte die Hälfte der Versammelten, als hätte sie eine Kröte geschluckt, berichtete der vor Ort anwesende Literaturkritiker Jurij Volodarskij (übrigens ein bekannter Verfechter der Orangen Revolution 2004 und des Euromaidan 2014) am gleichen Tag auf seiner Facebook-Seite.

Meines Wissens ist dieser wahrhaftig ›europäische‹ Aufruf Žadans von den Organisatoren des Wettbewerbs, den ›Europäern‹, bis heute nicht erhört worden. Ob ein ukrainischer Schriftsteller, der auf Russisch und damit in einer der Hauptsprachen seines Landes arbeitet und erfährt, dass hier ein Literaturpreis verliehen wird, den er aber – selbst wenn er ein Genie wäre – per se nicht bekommen kann, danach noch in der Lage ist, patriotische Gefühle zu empfinden, wage ich zu bezweifeln. Solche Beispiele geben allen Anlass, endlich darüber nachzudenken, wer die historische Verantwortung für die Spaltung der Ukraine eigentlich trägt. Dabei dürften wesentlich mehr Beteiligte in Frage kommen, als man vielleicht glaubt. Ende 2016 stellte Žadan in einem Interview klar:

Wenn wir unser Land, wie es ist, retten wollen, dann gilt es behutsam vorzugehen, wenn wir jemanden zum Helden erklären. Man darf nicht eine totalitäre Matrix durch eine andere, genauso totalitäre ersetzen, nur weil sie mit patriotischen Motiven begründet wird.<sup>44</sup>

Zwar nennt Žadan keine Namen. Es liegt aber auf der Hand, dass er sich auf die beiden erwähnten Beschlüsse über die Verleihung des Titels ›Held der Ukraine‹ an Šucevič und Bandera bezieht. Und aus dieser Äußerung lässt sich folgern, dass in der heutigen Ukraine die »totalitäre Matrix« weiter fortbesteht und die Existenz des Landes so lange bedroht, wie die destruktiven Entscheidungen nicht zurückgenommen werden.

Als ein weiteres Beispiel für nicht diskriminierende, ›humanistische‹ Positionen lässt sich der überaus einflussreiche ukrainischsprachige Schriftsteller Taras Prochas'ko nennen, der sich in einem Interview mit der Wochenzeitung *Novoe Vremja* im August 2016 folgendermaßen äußerte:

Ich verstehe, dass es falsch ist. Aber den Donbass sollten wir in Frieden gehen lassen. Es ist falsch, weil die territoriale Integrität verletzt wird. Dennoch bin ich bis heute der Meinung, dass es so besser ist. Ich will niemanden zwingen, mich zu lieben. Ich ziehe es einfach vor, nicht mit jemanden zusammen zu sein, der mich nicht liebt.<sup>45</sup>

<sup>44</sup> Serhij Žadan: »Ja ne choču buti gerojem našoji dobi, ja choču buti soboju«, Interv'ju, *Platfor.ma*, 19.12.2016, <http://reinvent.platfor.ma/zhadann-sergiii/> (20.05.2018): »Якщо ми справді хочемо зберегти ту країну, яка в нас є, нам слід бути обережним, обираючи героєм того чи іншого персонажа. Не можна одну тоталітарну матрицю замінювати іншою лише тому, що вона побудована на патріотичних засадах.«

<sup>45</sup> Taras Prochas'ko: »Donbass nužno otpustit'«, Interv'ju, *Novoe Vremja*, 28.08.2015, <http://nv.ua/ukraine/politics/donbass-nuzhno-otпустit-pisatel-taras-prohasko-rassuzhdaet-opravilah-vojnny-65835.html> (20.05.2018): »Я понимаю, что это неправильно, но Донбасс нужно отпустить. Неправильно, потому что это нарушение территориальной целостности. Но я до сих пор думаю, что так лучше. Я предпочитаю не заставлять кого-то меня любить, а просто не быть с тем, кто меня не любит.«

Und der aus Lwiw kommende Schriftsteller Ljubko Dereš hat in einem Interview mit dem bekannten ukrainischen TV-Journalisten Ostap Drosdov im Oktober 2017 zugegeben: »Ich versuche beide Konfliktparteien zu verstehen, auch die Separatisten.«<sup>46</sup>

So verhält es sich bei dem Konflikt innerhalb der Ukraine vermutlich ähnlich wie mit dem ›nicht erhörten‹ Aufruf Žadans auf der Preisverleihungszeremonie von BBC Ukrainian: Beide gründen in einer kommunikativen Katastrophe. Beide Konfliktparteien kultivieren ihre gegensätzlichen Mythen über die jeweils andere Seite und lehnen es kategorisch ab, eigene Vorstellungen zu korrigieren. Dabei stehen diese Mythen in engem (synergetischem) Zusammenhang miteinander. Genauso verhält es sich mit dem postkolonialen und postimperialen Ressentiment, die ihnen zugrunde liegen und die in vielerlei Hinsicht identisch sind.

Der Wille zur Verständigung ist in der Ukraine vorhanden, aber die Position seiner Repräsentanten und Träger ist noch schwach. Als Serhij Žadan »die Lyrikerin Elena Zaslavskaja aus der Donbass-Region zu einer Veranstaltung in Charkow eingeladen hat, hagelte es Kritik«, berichtete im August 2016 die ukrainische Zeitung *Zerkalo Nedeli*. Im Grunde bezichtigte man ihn des Landesverrats und der Kumpanei mit dem Gegner.<sup>47</sup> Die besten Stimmen der Nation, die nach einer Verständigung und friedlichen Lösung des Konflikts suchen, werden vom vereinten Chor derer überstimmt, die das Blut des Gegners fordern. Dennoch bin ich der festen Überzeugung, dass die dunklen Zeiten für die Ukraine über kurz oder lang enden und die europäischen Prinzipien des Zusammenlebens triumphieren werden. Im Übrigen habe ich den Eindruck, dass die Unfähigkeit, dem Anderen zuzuhören, pandemische Ausmaße erreicht hat. Verbohrte Vernunftwidrigkeit und wechselseitiger Hörverlust sind eine furchtbare Mode geworden.<sup>48</sup> Doch das ist ein anderes Thema.

<sup>46</sup> Ljubko Dereš: »Ja pytajus' ponjat' obe storony konflikta, separatistov tože«, Interv'ju, 11.10.2017, [https://zik.ua/ru/news/2017/10/11/lyubko\\_deresh\\_ya\\_pitayus\\_ponyat\\_obe\\_storoni\\_konflykta\\_separatystov\\_tozhe\\_1184539](https://zik.ua/ru/news/2017/10/11/lyubko_deresh_ya_pitayus_ponyat_obe_storoni_konflykta_separatystov_tozhe_1184539) (20.05.2018): »Я пытаюсь понять обе стороны конфликта, сепаратистов тоже.«

<sup>47</sup> Jurij Volodarskij: »Ne nužno smotret' na mir čerez rozovye očki!«, *Zerkalo Nedeli*, 27.08.2016, [https://zn.ua/SOCIUM/yuriy-volodarskiy-ne-nuzhno-smotret-na-mir-skvozz-rozovye-ochki\\_.html](https://zn.ua/SOCIUM/yuriy-volodarskiy-ne-nuzhno-smotret-na-mir-skvozz-rozovye-ochki_.html) (20.05.2018): »Когда Сергей Жадан пригласил на литературную встречу в Харькове поэтессу из Донбасса Елену Заславскую, на него обрушился шквал критики.«

<sup>48</sup> Es ist symptomatisch, dass in ganz Europa gegenwärtig der deutsche Neologismus ›Putin-Versteher‹ die Runde macht, und zwar in einer ironisch-abwertenden Bedeutung. Damit werden gerade nicht diejenigen bezeichnet, die sich darum bemühen, die Handlungsmotive des russischen Präsidenten zu analysieren, sondern die Befürworter seiner Politik. Im Grunde genommen ist das ein antieuropäischer Ausdruck, da auf diese Weise der Wunsch, die andere Seite zu verstehen, lächerlich gemacht wird. Wer selbst die Suche nach Verstehbarkeit als Parteinahme verunglimpft, untergräbt die Möglichkeit

Fehlentwicklungen, die wir seit einigen Jahren sowohl in Russland als auch in der Ukraine beobachten, sind aus meiner Sicht nicht irreversibel, und ich neige mit Blick auf das kommende Jahrzehnt eher dazu, optimistische Prognosen abzugeben. Dies sage ich, obwohl offenkundig ist, dass sich beide Länder derzeit tendenziell von Europa wegbewegen, was auch immer die politischen und intellektuellen Eliten uns erzählen mögen.

Ob die Ukraine ihr aktuelles ›reflexhaftes Szenario‹ weiterrückt oder die Kraft und den Mut findet, das Ruder herumzureißen, wird sich zeigen. Eins will ich an dieser Stelle jedoch noch anmerken: Es ist nicht notwendigerweise ein Problem, wenn eine der Hauptsprachen eines Landes nicht über den Status einer Amtssprache verfügt. Zu einem schwerwiegenden Problem wird diese Tatsache erst, wenn das reflexhafte Ressentiment in seinen verschiedenen Modi einen Siegeszug antritt, wenn die Opponenten herabgewürdigt werden und aus dem Status der Amtssprache ein verfassungsrechtlicher Hebel gemacht wird, um ihn zu diesem Zweck zu missbrauchen. Unter europäischen Bedingungen würde die Statusfrage höchstens eine Nebenrolle spielen.

Um positive Veränderungen herbeizuführen, gilt es aber zuallererst an der Dialogfähigkeit aller Konfliktparteien zu arbeiten. Und hier sind die Meinungsführer und die intellektuelle Elite gefragt, die längst damit hätten beginnen sollen, ihren Worten von einer Bewegung hin zu Europa Taten folgen zu lassen, anstatt zu warten, bis sich die Politik der Notwendigkeit bewusst wird. Am wichtigsten ist es, zur Kultur der Intoleranz Nein zu sagen und vertikale Identitätsstrukturen abzubauen.

Ich bin davon überzeugt, dass zumindest einige der heute führenden intellektuellen Köpfe – Schriftstellern, Publizisten, Autoren beliebter Blogs – sich irgendwann, wenn sie ihre herablassenden und diskriminierenden Äußerungen im Stil einer ›Sprache der Feindschaft‹ einmal wieder lesen, sagen werden: Das, was wir damals schrieben, hatte nichts mit der europäischen Idee zu tun. Und insofern haben wir damals genau das bekommen, was wir wollten.

Abschließen möchte ich daher mit den Worten des Nobelpreisträgers Iosif Brodskij, der einmal erklärt hat, welche enorme Bedeutung in der

---

eines bewussten Widerspruchs, an dessen Stelle blinde Ablehnung tritt. Mehr noch: Putin wird damit idealisiert, um nicht zu sagen sakralisiert. Wer ihn ›versteht‹, wird nach dieser Logik automatisch zu seinem Anhänger. Dabei liegt es auf der Hand, dass ein denkender Mensch stets bemüht sein sollte, ein ›Putin-Versteher‹, ›Merkel-Versteher‹, ›Macron-Versteher‹, ›Trump-Versteher‹ und dergleichen mehr zu sein, und sei es, um sich in die Lage der anderen zu versetzen, deren tiefere Beweggründe und Motive für ihr Handeln zu erkennen und sich der Feinmechanik historischer Prozesse bewusst zu werden.

modernen Welt dem zukommt, was er als demokratische »Tonlage« außerordentlich präzise umschrieb, als

die für jedes einzelne Mitglied einer demokratischen Gesellschaft erkennbare Tonlage – des einzelnen Menschen, der sich keinen Opferstatus aufzwingen lässt und keinem Superioritätskomplex unterliegt. Dieser Mensch spricht als Gleicher unter Gleichen mit Gleichen: er schaut auf die Menschen weder herab noch herauf, sondern gleichsam von der Seite her.<sup>49</sup>

Auch wenn der Maître selbst diesem Prinzip bekanntlich nicht immer treu blieb (und deswegen in der Ukraine von vielen nicht gemocht wird), sind wir nicht von der moralischen Verpflichtung befreit, all unser selbst-erzieherisches Bemühen auf dieses Prinzip hin auszurichten.

Aus dem Russischen von Igor J. Polianski

---

<sup>49</sup> Iosif Brodskij: »O Sereže Dovlatove«, in: *Zvezda* 2 (1992), <http://sergeidovlatov.com/books/brodsky.html> (20.05.2018): »[У]знаваемая любым членом демократического общества тональность – отдельного человека, не позволяющего навязать себе статус жертвы, свободного от комплекса исключительности. Этот человек говорит как равный с равными о равных: он смотрит на людей не снизу вверх, не сверху вниз, но как бы со стороны«.